



Angelegentlich zwei.

REDEN UND VORTRÄGE
DES PRÄSIDENTEN CHRISTOPH MARKSCHIES
AUS DEN JAHREN 2006 BIS 2009

Angelegentlich zwei.

Reden und Vorträge des Präsidenten
Christoph Marksches

Angelegentlich zwei.

REDEN UND VORTRÄGE
DES PRÄSIDENTEN CHRISTOPH MARKSCHIES
AUS DEN JAHREN 2006 BIS 2009

INHALT

8 Vorwort

2006

- 13 Rede von Annette Schavan im Rahmen der
Guardini-Ringvorlesung »Die Zukunft des Menschen«
- 15 Eröffnung der Ausstellung
»Studieren in Trümmern«
- 27 Feierlicher Auftakt des Wiederaufbaus des
Ostflügels des Naturkundemuseums
- 31 Verleihung des Tiburtius-Preises

2007

- 35 Rede des Präsidenten des Europäischen Parlaments
Josep Borrell i Fontelles
- 39 Eröffnung des Georg-Simmel-Zentrums
für Metropolenforschung
- 45 Eröffnung der Johanna-Quandt-Vorlesungsreihe
der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät
- 48 Begrüßung für Gottfried Boehm und Auftakt der Konferenz
»Das Bild als Modell. Ikonisches Wissen«
- 50 Ansprache für die Absolventen der
Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät
- 52 Eröffnung der II. Christlich-Jüdischen
Sommeruniversität zu Berlin

- 57 Feierliche Eröffnung des
Akademischen Jahres 2007/2008
- 61 Verabschiedung von Hans Jürgen Prömel
- 64 60. Jubiläum der Evangelischen Akademien
- 70 18. Jubiläum der »Unaufgefordert«
- 73 Eröffnung des Berliner Symposiums
»Geisteswissenschaften und Qualitätsstandards«
- 85 Rede von Luciano Canfora

2008

- 89 Helmholtz-Vorlesung
von Oliver Primavesi
- 92 Eröffnung der Ausstellung »Science Tunnel«
der Max-Planck-Gesellschaft
- 97 75. Jahrestag der Bücherverbrennung
- 102 Podiumsdiskussion zur Vorstellung der
Veröffentlichung »Humboldts Zukunft.
Das Projekt Reformuniversität«
- 107 Begrüßung zur Tagung »Nachdenken über das Ganze.
Universalgeschichte am Wissenschaftsstandort Berlin«
- 109 Begrüßung des Amerikanischen Freundeskreises
der Hebräischen Universität Jerusalem

- 113 Eröffnung der Ausstellung
»Johann Gustav Droysen 1808–1884«
- 118 Feierliche Eröffnung der zweiten Förderperiode des
SFB 640 »Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel«
- 121 Besuch des Einsteinzentrums der Hebrew University
of Jerusalem »Einstein revisits Humboldt«
- 126 Verleihung der Universitätsmedaille an Hans Keilson
- 129 Eröffnungsveranstaltung des »German-Turkish Master«

2009

- 133 Worte zum Geburtstag
für Hartmut Böhme
- 136 Impressum

»Angelegentlich« hat freundliche Aufnahme gefunden. Das mag daran liegen, daß man beim Lesen angelegentlich erinnert wird – an Ereignisse, an Personen, aber eben nicht in der geordneten Folge eines weiteren Bandes einer umfangreichen Universitätsgeschichte und auch nicht in mehr oder minder unterhaltsamen Erinnerungen, sondern durch Texte, die anlässlich von Ereignissen im Leben der Humboldt-Universität entstanden sind. Anlässlich oder eben: angelegentlich. Meint: leicht lesbar. Wissenschaft belehrt nicht nur, sondern will auch unterhalten. Oder, wie es die Alten formulierten: *delectare et prodesse*. Und weil »Angelegentlich« freundliche Aufnahme gefunden hat, wurde nach Fortsetzung gefragt. Das war dann der Grund, warum noch einige weitere angelegentlich entstandene Texte ausgewählt worden sind, die gleichsam als Nachlese zu den beiden Bänden unter demselben Titel (beziehungsweise als Kehraus eines scheidenden Präsidenten) besondere Höhepunkte und ausgewählte Alltäglichkeiten einer Berliner Universitätspräsidentschaft dokumentieren.

Der Reigen der hier veröffentlichten Texte beginnt mit der Begrüßung einer Bundesministerin, die an der Humboldt-Universität keine für Journalisten bestimmte Leistungsschau eigener politischer Arbeit hielt, sondern Rechenschaft über den Hintergrund jener Wertevorstellungen gab, die ihre Politik bestimmen, und sich der kritischen Diskussion aussetzte. Und es folgen weitere Texte, die jeweils versuchen, unter bekannten Bildern von bekannten Personen das Unbekannte hervorzuholen und einem Auditorium vorzustellen oder unbekannte Personen einem Auditorium so bekannt zu machen, daß noch Raum für die Selbstvorstellung der Eingeladenen blieb. Auf die Vorstellung der Bundesministerin folgt eine Rede zur Wiederaufnahme des Studiums an der Universität nach dem Zweiten Weltkrieg – die Geschichte der Humboldt-Universität bietet allzumal im Vorfeld eines zweihundertjährigen Jubiläums einem Präsidenten Gelegenheit, sich ihrer Höhepunkte dankbar, aber auch ihrer Tiefpunkte zu erinnern, um daraus Orientierung für die Gegenwart zu gewinnen. Eine schöne, aber eben auch schwierige Geschichte (beides hat die Humboldt-Universität hinter sich gebracht und wird nun dadurch geprägt) fordert heraus, Lehren für die Gegenwart und Maßstäbe für die Zukunft abzuleiten. Natürlich weiß der Historiker im Präsidentenamt und der Theologe all-

zumal, daß sich aus der Geschichte nicht lernen läßt in einem schlichten Sinne – und doch hofft der Universitätslehrer, daß aus all' dem etwas zu lernen ist in einem höheren Sinne; die Illusion der grundsätzlichen Bildbarkeit aller aufgrund einer gemeinsamen Vergangenheit ist wohl die Illusion, die man sich an einer Universität zuletzt nehmen lassen sollte. Jedenfalls ist solche lebenserhaltene Illusion des Pädagogen besser als die resignative Weltuntergangsstimmung, daß ohnehin niemand mehr die Vergangenheit kennt, geschichtsvergesen in den Tag lebt und daher auch niemand weiß, was wirklich wichtig ist. Ich habe in den vergangenen Jahren ganz gegenteilige Erlebnisse gemacht, über viele der hier erneut vorgelegten Texte gute Gespräche geführt und hoffe daher, daß sie auch in gewandelter Gestalt dieser Veröffentlichung weiter zum Erinnern und Nachdenken anregen.

Auf dem Weg von der Exekutive zurück zur Exegese, vom Präsidentenamt wieder zurück in die Professur, blicke ich dankbar zurück: Ich danke den Personen, die mir den Anlaß gaben, sie einer Universität oder Teilen dieser Universität vorzustellen – es ist ein Privileg, zu solchem Zweck Texte zu lesen und sich mit Menschen zu beschäftigen. Und ich danke dafür, daß man interessante Gelegenheiten fand, den Präsidenten hören zu wollen und ihm so Anlässe gab, sich mit Ereignissen der Vergangenheit und Gegenwart zu beschäftigen. Auf diese Weise konnte ich angelegentlich nachdenken; was kann Schöneres geschehen? Das wünsche ich natürlich auch Leserinnen und Lesern des Buches. Was sonst?

Berlin-Tiergarten, im Oktober 2010
Christoph Marksches



2006

.....

REDE VON ANNETTE SCHAVAN IM RAHMEN DER GUARDINI-RINGVORLESUNG »DIE ZUKUNFT DES MENSCHEN«

Die »Zukunft des Menschen« heißt die Vorlesungsreihe der Guardini-Professur für Religionsphilosophie und katholische Weltanschauung, zu der ich Sie, liebe Frau Bundesministerin Schavan, sehr herzlich begrüße. Mir scheint ja, daß man schon eine ganze Menge über das Rahmenthema – die Zukunft des Menschen – lernen kann, wenn man sich klarmacht, daß Sie, als Sie von Herrn Honnefelder zu dieser Vorlesungsreihe eingeladen wurden, noch Ministerin für Kultus, Jugend und Sport im Bundesland Baden-Württemberg waren, als der Termin im Herbst bestätigt wurde und die Vorlesungsprogramme gedruckt waren, schon Abgeordnete des deutschen Bundestages in Berlin und nun, da Sie im bitter kalten Winter die Vorlesung halten, Bundesministerin für Bildung und Forschung. Die einen dürften aus solchen Veränderungen schließen, daß die Zukunft des Menschen stets offen ist, Prophetie den Menschen nur sehr begrenzt möglich ist und ein allzu schroffer Determinismus der Wirklichkeit nicht gerecht wird. Andere – und zu denen rechnen wir uns in der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität – werden daran festhalten, daß wir Menschen zwar nur sehr begrenzt wissen, was die Zukunft bringen wird, aber die Zukunft deswegen offen ist, weil sie uns eröffnet wird. Solche zarten Hinweise auf die Bedeutung der Transzendenz für alle rechte Anthropologie, liebe Frau Schavan, sind nicht nur im Rahmen einer Ringvorlesung der Guardini-Professur angezeigt, sondern legen sich angesichts Ihres Berufsweges auch besonders nahe.

Berufsweg – wer wie ich das Glück hatte, aus der Perspektive seiner drei Jahre in Heidelberg als Lehrerin arbeitenden Ehefrau Ihre Arbeit als baden-württembergische Ministerin zu verfolgen, weiß, daß hinter vielen Ihrer bundesweit modellbildenden Ideen und Maßnahmen – früher Beginn des Fremdsprachenunterrichts, Intensivierung der Begabtenförderung und erstmalige Einführung von Bildungsstandards – der Sachverstand einer studierten Erziehungswissenschaftlerin steht, der naturgemäß das Thema »Bildung« am Herzen liegt. Wer sich allerdings den Titel ihrer Promotion – »Person und Gewissen – Studien zu Voraussetzungen, Notwendigkeit und Erfordernissen heutiger Wissensbildung« – und das Jahr ihres Vollzuges – 1980 – vergegenwärtigt (oder gar in ihr blättert), ahnt viel über das spezifische Profil der Erziehungswissen-

schaftlerin Annette Schavan, denn vor sechszwanzig Jahren haben ganz gewiß nicht alle Erziehungswissenschaftler in der Aufgabe der Gewissensbildung eine spezifische Pointe aller Erziehung gesehen. Dieser Eindruck einer philosophischen und theologischen Fundamentierung allen Wirkens bestätigt sich, wenn man Ihre Bibliographie zur Hand nimmt: Sie sind ganz gewiß auch eine Theologin.

Mir scheint, daß Ihre auch in den politischen Ämtern stets spürbaren wissenschaftlichen Interessen – die Erziehungswissenschaft, die Philosophie und die Theologie – in einer Aktivität glücklich synthetisiert sind: in der entschlossenen Förderung von Begabung auf sehr unterschiedlichen Niveaus, dem jeweiligen Niveau entsprechend. Sie waren in verschiedenen Funktionen beim Cusanus-Werk, der Begabtenförderung der katholischen Bischöfe, tätig und haben dadurch ein gerüttelt Maß praktischer Erfahrung auf dem steinigen Weg der Begabtenförderung erworben – die Eröffnung eines Landesgymnasiums in Schwäbisch Gmünd war sicher ein Höhepunkt, aber durchaus kein Endpunkt dieses Engagements.

Berliner Protestanten haben spätestens im neunzehnten Jahrhundert einen Satz von Vorurteilen über rheinische Katholiken entwickelt. Eines davon ist, daß dieser Menschenschlag eine staunenswerte Fähigkeit zur Netzworfbildung (ich verwende bewußt nicht den bekannten Kölner Ausdruck) mit großem Humor und ebenso stark ausgebildeter Flexibilität kombiniert. In Deutschland wird Flexibilität gern in Opposition zu einem energischen Festhalten an bestimmten Grundwerten definiert; Philosophen wissen: nur mit Dualen kommt man nicht durchs Leben, und Sie sind ein Beispiel dafür, unabhängig davon, wohin die Zukunft Sie noch führen wird. Fürs erste sind wir sehr glücklich, daß Sie unsere Ministerin sind und Sie Ihr Weg heute abend zu uns geführt hat.

ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNG »STUDIEREN IN TRÜMMERN«

»Es kommt aber darauf an, sie zu verändern« – bewußt oder unbewußt haben Sie alle, die Sie diesen Senatssaal betreten haben, auch heute nachmittag wieder einmal die Feuerbachthese passiert, die in einer philologisch gegenüber dem Original leicht korrigierten Form die Eingangswand des wiederaufgebauten Treppenhauses unserer Universität ziert. Keiner wird bestreiten, daß gelegentlich die Zeit des Interpretierens an ein Ende gekommen ist und mit Veränderungen begonnen werden muß. Heute erinnern wir aber an eine große Veränderung die – so meine erste These – erst noch interpretiert und verstanden werden muß. Und die – so meine zweite These – zutiefst von Versuchen der Interpretation eben dieser Veränderung geprägt war.

Sie wissen alle, welche Veränderung ich meine: Die Veränderung, die in den Jahren 1945/1946 nun für den Letzten und die Letzte offenkundig lag: Die Flammen, die man im Mai 1933 vor dem Hauptgebäude angezündet hatte, um angeblich undeutschen Geist zu vernichten, hatten auf das Hauptgebäude selbst übergegriffen; nach den Büchern waren Menschen verbrannt worden und selbst verbrannt im Bombenkrieg der Stadt; im zerstörten Hauptgebäude gähnten die leeren Fensterhöhlen, und auf dem Innenhof stapelten sich die Ziegel. Eine Katastrophe nicht allein des deutschen Staatswesens, sondern auch seiner Bildungseinrichtungen und Universitäten war offenkundig geworden. Und doch eröffnete am 29. Januar 1946 im Admiralspalast, drüben gegenüber dem Bahnhof Friedrichstraße, die Universität ihren Lehr- und Forschungsbetrieb wieder, investierte den Altphilologen Johannes Stroux durchaus mit akademischem Pomp, mit Pedellen und Szeptern, als rector magnificus der universitas berolinensis und beschloß den Tag am selben Ort mit einer Operaufführung der ausgelagerten Staatsoper.

Meine erste These, daß wir diese Veränderungen noch nicht genügend interpretiert haben, möchte ich in den folgenden Minuten nur sehr knapp begründen; Rüdiger vom Bruch und Christoph Jahr haben in der schmalen, aber gehaltvollen Broschüre zu dieser Ausstellung ausführlich dokumentiert, daß an dieser Stelle ein deutliches Forschungsdefizit besteht, und doch zugleich allerlei Versuche zur Schließung der Lücken unserer Kenntnis unternommen: Erst seit wenigen Jahren, so vom Bruch und Jahr, lasse sich ein eigenständiges

Forschungsfeld Universitäten und Wissenschaften nach 1945 erkennen, »in dem systematisch ... nach Kontinuitäten und Diskontinuitäten« gefragt wird (S. 7). Wer wie ich im Jahre 1999 Hans-Ulrich Wehler über die Anfänge der Großväter der Bielefelder Sozialgeschichte im Nationalsozialismus räsonieren hörte, ahnt, daß es sozusagen Tranchen der Beschäftigung mit der Vergangenheit gibt und wir nun hoffen können, daß nach den reichlich verspäteten Debatten um die Rolle der Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus nun auch die Jahre nach 1945 stärker in das Bewußtsein der Forschung treten. In der erwähnten Broschüre habe ich die Hoffnung geäußert, daß dabei der unmittelbare Aufbruch der Jahre 1945/1946 als eigenständige Phase wahrgenommen wird und nicht wie bisher als ein Teil der »bleiernen Zeit« der fünfziger Jahre faktisch untergeht und vergessen wird. Ich werde gleich versuchen, an den Reden der eben erwähnten Eröffnungsfeier zu zeigen, daß eine schlichte Rubrizierung dieser Aufbrüche als beliebiger Teil der Nachkriegszeit diesen Monaten gewiß nicht gerecht wird. Auch wenn der Aufbruch in vielfacher Hinsicht schon wieder und immer noch belastet war, haben wir es doch mit bemerkenswerten Versuchen der Auseinandersetzung mit einer katastrophalen Vergangenheit zu tun, die heute noch unsere Aufmerksamkeit verdienen, weil sie beim Verständnis gegenwärtiger Identität unserer Universität helfen.

Historiographische Sorgfalt und methodische Schärfe bei der Analyse der Jahre 1945/1946 ist dringend angesagt. Es besteht meiner Ansicht nach nicht nur die Gefahr, die Aufbrüche der unmittelbaren Nachkriegszeit zu stark durch die Optik der fünfziger Jahre zu überformen und so ihre Besonderheiten zu verfehlen, sondern auch die Schwierigkeit, die Besonderheiten einer Universität mitten in einer Vier-Sektoren-Stadt angemessen zu beschreiben. Schließlich wird man der Humboldt-Universität zu Berlin auch nicht gerecht, wenn man sie in eine Reihe mit großen ausländischen Universitäten stellt, deren Entwicklung nie von tiefgreifenden Brüchen geprägt wurde. Hier in der Mitte der Stadt ist es vielmehr wie an vielen Orten unseres Landes: Kontinuitäten und Diskontinuitäten sind in kaum entwirrbarer Weise verschränkt: Wir repräsentieren – durchaus gemeinsam mit der Freien Universität – Traditionen der alten Berliner Universität und sind doch nicht Friedrich-Wilhelms-Universität zu

Berlin. In der 1960 veröffentlichten »Gedenkschrift der westdeutschen Rektorenkonferenz und der freien Universität Berlin zur 150. Wiederkehr des Gründungsjahres der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin« heißt es ziemlich lapidar: »Die Friedrich-Wilhelms-Universität teilte ... das Schicksal des Deutschen Reiches. Mit dessen Zusammenbruch hörte auch sie zu bestehen auf« (S. IX). Und so irrlichtert seit 1946 die unterschiedliche Semantik von »Wiedereröffnung« und »Neueröffnung« durch die Welt, und eine nicht restlos geklärte Melange von Kontinuität und Diskontinuität beschäftigt uns immer wieder einmal in diesem Hause und in der ganzen Stadt, nicht nur dann, wenn es um die Frage geht, welcher Universität im Rahmen von problematischen Rankingverfahren die Nobelpreisträger der alten Berliner Universität zuzurechnen sind. Ich bin fest davon überzeugt, daß diese von mir eben nicht sehr präzise als Melange bezeichnete Mischung aus Kontinuität und Diskontinuität ziemlich repräsentativ für viele deutsche Institutionen ist und es uns im Vorfeld des großen Jubiläums wohl anstünde, sie näher zu untersuchen und präziser zu beschreiben, als dies mit meiner Kaffeehausmetaphorik möglich ist. Überakzentuierungen von Kontinuität auf Kosten der Brüche ist ebenso gefährlich wie das Stilisieren von Brüchen auf Kosten der Kontinuitäten. Die große Aufgabe, die Geschichte dieser Universität nach 1945 zu schreiben und dabei ihre unterschiedlichen Phasen sorgfältig zu differenzieren, liegt noch vor uns, und es ist den studentischen Initiatoren der Ausstellung besonders zu danken, daß sie hier entschlossen einen Anfang gemacht haben. Soweit Bemerkungen zu meiner ersten These, daß wir die dramatischen Veränderungen der Jahre 1945/1946 noch nicht genügend interpretiert haben.

Meine zweite These lautete, daß die Jahre 1945/1946 zutiefst von Versuchen der Interpretation eben dieser Veränderung geprägt waren, und ich habe angekündigt, dies an den Reden der Wiedereröffnungsfeier vom 29. Januar 1946 präziser nachzuweisen. Dabei konzentriere ich mich auf einen Politiker und einen Wissenschaftler, spreche also nicht über Studierende; diese Einseitigkeit erlaube ich mir, weil die Ausstellung der Studierenden deren Leben und Einstellungen sehr plastisch dokumentiert, deutlich besser, als ich das hier könnte. Mir ist durchaus auch bewußt, daß ich auf diese Weise die unmittelba-

ren Nachkriegsereignisse in den Wochen und Monaten nach dem 8. Mai 1945 und vor allem das Rektorat Eduard Sprangers ausblende, obwohl Person und Oeuvre Sprangers repräsentativ sind für eine maßgebliche Interpretation der Veränderungen dieser Tage und eine eingehendere Beschäftigung lohnen würden. An Sprangers Aufsatzsammlung »Berliner Geist«, die der nach Tübingen gewechselte Kulturphilosoph und Pädagoge 1966 in der schwäbischen Universitätsstadt publizierte, werden biographische Hintergründe und historische Umstände dieser Interpretation vorzüglich deutlich, selbst wenn die Rhetorik des Kalten Krieges Sprangers Erinnerung zutiefst prägt. Man kann in diesem Buch lesen, wie Spranger, über die Mittwochsgesellschaft mit dem Widerstand verbunden, nach dem 20. Juli 1944 durch den japanischen Botschafter aus dem Zellengefängnis Moabit und den Verhörkellern der Prinz-Albrecht-Straße gerettet wurde, sogleich seine Vorlesungen über Sokrates und Plato wieder aufnahm und erst endgültig einstellte, als am 31. Januar 1945 das Hauptgebäude vollständig zerstört wurde. Man liest, daß er es als seine erste »ethische und deutsche Pflicht« empfand, die Universität vor dem sowjetischen (Spranger schreibt: »russischen«) Einfluß zu bewahren (S. 37), und versteht schnell, warum das Rektorat, das ihm am 8. Juni 1945 kommissarisch übertragen worden war, am 12. Oktober 1945 auf den Altphilologen Stroux überging: »Ich lege noch heute Gewicht auf die Feststellung, daß ich entlassen worden bin, nicht, wie in den Zeitungen stand, zurückgetreten«, schreibt Spranger und setzt seinen Nachfolger Johannes Stroux in ein wenig freundliches Licht: »Er trug keine Bedenken, die fragwürdige Nachfolge anzutreten« (S. 38). »Fremdherrschaft« ist der Schlüsselbegriff für die Optik, mit der der erste Nachkriegsrektor Spranger die Zeitläufte wahrnahm: 1933 verfiel »die Hochschule, gegen die Fremdherrschaft errichtet, ... der Fremdherrschaft« (S. 207) und ebenso 1945. Heute irritiert uns zutiefst, daß da die französische Besatzung Napoleons in eine Linie gestellt wird mit den russischen Truppen, die die Stadt im Mai 1945 eroberten und dadurch befreiten, wie auch die Protagonisten der nationalsozialistischen Umgestaltung der Universität sowie ihrer sozialistischen Umformung als fremde Besatzungsmacht stilisiert werden, wiewohl sie bekanntlich zu guten Teilen aus den Universitäten selbst stammten – ich breche hier, wie ange-

kündigt, meine Bemerkungen zu Spranger ab, obwohl diese abschließende kritische Note ganz gewiß nicht das letzte Wort zu diesem beeindruckenden Pädagogen und Philosophen sein darf und auch nicht mein letztes Wort zu ihm bleiben wird. Bei einem Vortrag in der Mittwochsgesellschaft aus dem Jahre 1940 formulierte Spranger eine Maxime, die sich (freilich in unterschiedlicher Weise) kritisch sowohl auf die westdeutsche wie ostdeutsche Wissenschaft nach 1945 anwenden läßt und auch noch heute das Bedenken lohnt: »Wer politische (meint hier: politisierte, C.M.) Wissenschaft will, will im Grunde überhaupt nicht Wissenschaft. Denn der Wille zu Macht ist wesensmäßig etwas anderes als der Wille zur Wahrheit.« (Spranger, Texte für die Mittwochs-Gesellschaft 1935-1944, München 1988, S. 29f.).

Ich gehe nun auf das Rektorat Stroux ein und auf die Reden, die zur Eröffnungsfeier im Januar 1946 im Admiralspalast gehalten wurden. Wenn man heute, nach sechzig Jahren, diese Reden liest, wird deutlich, daß diese Feier in Zeiten des Umbruchs und der Klärung stattfand; sehr unterschiedlich waren die Töne, die angeschlagen wurden, und die geistigen Haltungen, die die Redner prägten. Zuerst sprach (nach einem musikalischen Auftakt) der Präsident der Zentralverwaltung für Volksbildung, Paul Wandel. Wolfgang Leonhardt, Wandels Schüler in der Kominternschule in Kuschnarenkowo, hat Wandel in seinem berühmten Buch »Die Revolution entläßt ihre Kinder« aus eigener Anschauung wenig freundlich charakterisiert: »Unser Gruppenleiter und Hauptdozent war ein hochgewachsener vierzigjähriger Mann mit leicht ergrauten Schläfen und dunklen Augen, der mit süddeutschem Akzent sprach und sich ›Klassner« nannte. Klassner war der vollendete Typ des intelligenten Stalinisten. Er besaß ein außerordentlich großes Wissen, nicht nur auf dem Gebiet des Marxismus-Leninismus, der Geschichte der Komintern und der KPD, sondern auch der deutschen Geschichte und Philosophie Nichts vermochte seine kalte Überlegenheit zu erschüttern. Er konnte rücksichtslos seine besten Freunde und Mitarbeiter opfern, wenn die Führung es von ihm verlangte. Er hatte sich ständig unter Kontrolle, und unüberlegte oder ungenaue Formulierungen wären bei ihm unmöglich gewesen. Er wählte seine Worte präzise, und man konnte sicher sein, daß sie mit der offiziellen Linie haargenau überein-

stimmten. Infolge seiner überdurchschnittlichen Intelligenz war er imstande, rechtzeitig die leisesten Andeutungen einer ideologischen Schwenkung zu erkennen und dementsprechend zu handeln. Bei einer Veränderung der Linie war er bereit, von einem Tag auf den anderen seine Meinung zu ändern und mit kristallklarer Logik genau das Gegenteil von dem zu vertreten, was er am Tage vorher gesagt hatte. Er war ein ausgezeichnete Dozent und stellte sein großes theoretisches Wissen rückhaltlos zur Verfügung, um die Direktiven, die ihm von oben gegeben wurden, zu begründen, zu erläutern und zu propagieren. Ich wußte damals nicht, wie sein richtiger Name lautete, erst einige Zeit später erfuhr ich ihn: Paul Wandel«. Liest man Wandels eröffnende Rede (die mir in einem dem Rektor Stroux zugestellten Ausschnitt vorlag), so fällt dieser politische Hintergrund des Redners zunächst überhaupt nicht auf. Wandel spricht vom nationalen Zusammenbruch und bekennt sich feierlich zu einer Theologischen Fakultät an der Berliner Universität – »wir wissen, daß die Religionen und Kirchen im Leben der Völker eine bedeutende Rolle gespielt haben und auch heute noch spielen, und daß eine Lücke in die Ganzheit und Geschlossenheit unserer Wissenschaft gerissen würde, wollte man ihre historischen und Gegenwarts-Probleme, die heute in den Theologischen Fakultäten ihre Behandlung finden, aus unseren Universitäten fernhalten« (p. 36). Weiter verwendet Wandel das auch für Spranger und Stroux charakteristische Vokabular der Weimarer Klassik, vor allem Schillerscher Prägung, und verkündet zum Neubeginn »lauter und fester als zuvor die Idee der Humanität und Freiheit«. Er betont nicht nur terminologisch die Kontinuität zur Weimarer Republik, wenn er fordert, daß die Universität »wissenschaftliche und schöpferische Menschen forme, charaktervolle, entschlossene Kämpfer für Recht, Demokratie und Menschlichkeit«. Aber dann gibt es auch neue Töne, die klar erkennen lassen, wohin die Richtung mindestens nach Ansicht der Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung gehen sollte: Wandel macht sich Forderungen der »fortschrittlichen demokratischen Kräfte von Studenten und Professoren« zu eigen, denen er keine Fesseln angelegt sehen will, und fordert eine »wirkliche Übereinstimmung zwischen der Universität und den demokratischen Interessen des Volkes«. Eine solche Übereinstimmung besteht nach Wandels Ansicht bei-

spielsweise darin, daß die Universität auch für die »früher besonders stark benachteiligte Arbeiterschaft« geöffnet wird und gleichzeitig für die »wissenschaftlich begründete und geschichtlich längst bestätigte Weltanschauung der modernen Arbeiterbewegung« (S. 37). Wieder eine Melange, diesmal aus Forderungen, die wir noch heute für vollkommen berechtigt halten, und solchen, die uns heute tief problematisch erscheinen: Wer wollte nicht zustimmen, daß der Hochschulzugang unabhängig vom Einkommen der Eltern möglich sein muß, wer begrüßt nicht, daß deutlich mehr Frauen zugelassen wurden; aber wer erschrickt auch nicht vor der Dreistigkeit, mit der hier kurz nach dem Zusammenbruch einer Ideologie schon die nächste Ideologie als »wissenschaftlich begründet« empfohlen und bald der Universität aufgetroyiert wird.

Nach Wandel, dem Berliner Oberbürgermeister und einem sowjetischen General sprach – wie es sich für eine feierliche Investitur gehört – auch der neue rector magnificus Johannes Stroux anlässlich der »Auferstehung der Universität Berlin zu neuem Leben und dem Beginn einer neuen Epoche ihrer Geschichte« (S. 38). Zuvor war ihm die Amtskette umgehängt worden, freilich nicht – wie es eigentlich die Aufgabe des Altrektors gewesen wäre – von Eduard Spranger, denn der lehrte zu dieser Zeit bereits in Tübingen. Die Ansprache des Latinisten Stroux illustriert zwei Dinge in ganz bemerkenswerter Weise: Sie zeigt zum einen, daß damals viele mit einem ideengeschichtlichen Ensemble aus Weimarer Klassik, von Goethe und Schiller, und bestimmten Reformansätzen der Geisteswissenschaften aus der Weimarer Republik die Katastrophe verstehen, die Zeitläufte interpretieren wollten – und zwar völlig unabhängig von ihrer politischen Couleur und basalen Ideologie; an diesem Punkt unterscheiden sich Wandel und Stroux nur sehr mäßig. Zum anderen dokumentiert die Rede aber leider auch, daß man Stroux ein »großes Maß an Anpassungsfähigkeit gegenüber den Machthabern« alter und neuer Couleur bescheinigen muß, wie es in der Broschüre zur Ausstellung heißt (S. 24) und in Texten der Ausstellung weiter dokumentiert wird. Diese beiden Eindrücke von der Ansprache möchte ich nun noch etwas an Textdetails der Ansprache illustrieren: Zum ersten: Stroux beschwört eingangs den »tiefen Ernst« (S. 38), in dem die Anwesenden die Feier beginnen, und fährt fort: »Aber es ist nicht

der Ernst, der aus der Trauer über schwere Erlebnisse stammt, und nicht der Ernst, der aus der Beklemmung über die Last der vor uns liegenden Aufgaben entsteht, es ist der tiefere Ernst, der nach einem Worte Goethes heilig ist und dem Goethe die Kraft zuspricht, das Leben zur Ewigkeit zu machen«. Das ist, wenn Sie dem Theologen diese scharfe Charakterisierung nachsehen, genau die bildungsbürgerliche Säkulartheologie, die beim Anlaß einer Rektorinvestitur seit dem neunzehnten Jahrhundert üblich war, und auch eines der einschlägigen Zitate. Es irritiert und gibt jenseits aller Konventionalität doch einen Blick auf Stroux, daß der frisch Investierte die vergangene Periode des Nationalsozialismus als »eine schwarze und mit der *damnatio memoriae* belegte« bezeichnet; der erfahrene Philologe Stroux, der das lateinische Inschriftenkorpus der Akademie leitet, muß gewußt haben, daß der Ausdruck *damnatio memoriae* eben jene Form des auslöschenden Vergessens bezeichnet, unter dem nach 1945 so viele Opfer gelitten haben: Stroux spricht nicht einmal direkt vom Nationalsozialismus, sondern nur von »Irrlehren«, die der Universität »als Grundlehren« aufgezwungen worden seien (S. 40), und vertuscht damit mehr oder weniger, daß nicht wenige an der Universität diese »Irrlehren« ja selbst begeistert als Grundlehren aufnahmen. Vielleicht ist es weniger verwunderlich, daß der aus dem Elsaß stammende Stroux zu den nationalsozialistischen Irrlehren die »des einseitigen völkerfeindlichen Nationalismus« rechnet; daß er sie nicht schon viel früher, nämlich im neunzehnten Jahrhundert, aufkommen sieht, spricht nicht für eine besonders scharfe ideengeschichtliche diagnostische Kompetenz des Altertumswissenschaftlers. Zum zweiten ist an der Ansprache des neuen Rektors Stroux bemerkenswert, wie sich der wendige Altertumswissenschaftler auf die neue Ideologie einstellt. Einmal übernimmt er direkt die einschlägige Terminologie, vielleicht auch deswegen, weil hier ungeachtet aller Differenzen gewisse terminologische Kontinuitäten zwischen zwei Ideologien vorliegen (ich spreche ausdrücklich von gewissen terminologischen Kontinuitäten), die dem Individuum die Wende leicht machen: Stroux freut sich über das »neue Verhältnis der Universität zum Volke« und meint, »daß die deutschen Arbeiter und die Arbeiterparteien für die Erhaltung von Wissenschaft und Forschung eintreten« (S. 41). Die neue deutsche Intelligenz

soll aus »von jedem Standesdünkel freien« Menschen bestehen (ebd.). Aber auch hier ist ungeachtet aller Kontinuitäten natürlich genügend Differenz: Die vom Standesdünkel befreiten Vertreter der neuen Intelligenz sollen »zum Dienst für die Gesamtheit des demokratischen Staatswesens ... vereinigt werden« (S. 41). Um keinen Zweifel aufkommen zu lassen: Dies wäre vor 1945 an der Berliner Universität bei feierlichen Inaugurationen kaum so gesagt worden, und auch Stroux selbst hätte es so nicht gesagt. Der neue Rektor stellt sich auf die neue Ideologie aber nicht nur durch seine Terminologie, sondern auch noch durch das eigentliche Thema seiner Ansprache ein. Er spricht über geistige Arbeit als Wesen der Universität und profiliert diese – in einem gedanklich etwas unklaren Übergang – als Stätte, »die der Kultur des deutschen Volkes« dient (S. 42). Der Latinist Stroux gibt dann etymologische Hinweise zum Verständnis des Begriffs Kultur, nennt das lateinische Verb *colere*, arbeiten, und verbindet das Substantiv *cultura* mit dem griechischen Begriff *paideia*, ohne auf seinen emigrierten Berliner gräzistischen Kollegen Werner Jaeger hinzuweisen, der unter diesem Titel noch in Berlin ein heute weitgehend vergessenes Hauptwerk humanistischer Philologie begonnen hatte. Kultur, so bilanziert Stroux, ist »Tätigkeit und Arbeit, nicht Zustand« und beginnt, über antike Theorien der Arbeit zu sprechen. Ich spare mir weitere Details, unter anderem auch deswegen, weil die einschlägige Seite der Rede im Universitätsarchiv leider verlorengegangen ist, und komme zu einem vorläufigen Schluß: Natürlich lag es angesichts eines zerstörten Hauptgebäudes, angesichts einer vorangegangenen völligen Katastrophe, angesichts eines Neubeginns nahe, das Stichwort »Arbeit« in den Mittelpunkt einer solchen Ansprache zu stellen. Es entsprach zudem auch der preußischen Tradition, nicht allzuviel zu rasonieren, schon gar nicht zu lamentieren oder mit wuchtigen Worten anzugeben, sondern »ein Plus zu machen«, wie der Soldatenkönig einmal formulierte. Wer weiß das besser als ein neuer Präsident dieser Universität. Aber wenn man dann liest, wie Stroux die Einheit des »Arbeiters der Hand« und des »Arbeiters des Kopfes« betont (S. 46), dann weiß man, daß ihm eine Sensibilität, wie sie sein späterer romanistischer Kollege Victor Klemperer schon unmittelbar nach Kriegsende für die *lingua tertii imperii* entwickelt hatte, abging. Mir ist natür-

lich auch klar, daß ich mit solchen philologischen Beobachtungen und knappen Hinweisen auf den Duktus der Argumentation nicht wirklich zur Aufhellung der vorhin von mir als »Melange« bezeichneten Verschränkung von Kontinuitäten und Diskontinuitäten bei Stroux und überhaupt in jenen Monaten beitragen kann. Aber mir liegt daran, Ihnen heute nachmittag wenigstens das mit meiner Kaffeehausmetaphorik angedeutete Problem als eine künftige Aufgabe der Erforschung nicht nur der Geschichte unserer Universität deutlich zu machen.

Eine präsidiale Begrüßung sollte – auch wenn ihr eine üppige halbe Stunde zugemessen ist – nicht in einen historischen Vortrag ausarten; vermutlich möchte auch kaum jemand zeithistorische Bemerkungen eines Altkirchenhistorikers hören. Also schließe ich, indem ich noch einmal etwas grundsätzlicher werde: Am Ende des feierlichen Inaugurations- und Eröffnungstages im Januar 1946 wurde – wie eingangs bemerkt – am Ausweichspielort der Staatsoper im Admiralspalast Verdis *Rigoletto* gegeben – und man fragt sich natürlich, ob die anwesenden Gäste und Professoren das Drama, das sich in dieser Oper zwischen einem Hofnarren und einem Grafen am Hof von Mantua abspielt, in irgendeiner Weise auf die aktuelle Situation bezogen haben. Ich fand darüber keine Quellen und sollte eigentlich als Historiker dort schweigen, wo die Quellen schweigen. Aber der Präsident dieser Universität schweigt hier noch nicht. In Verdis Oper wird einem Hofnarren übel mitgespielt. Seine Tochter verliert am Ende einer großen Intrige das Leben, und die Politiker machen keine gute Figur in diesem Stück. Wenn wir prägende Ereignisse der Universitätsgeschichte sorgfältig studieren – beispielsweise im Rahmen solcher eindrücklicher studentischer Ausstellungsprojekte – und vor allem sorgfältig interpretieren, dann vermeiden wir, daß die Wissenschaft lediglich in die Rolle eines Hofnarren gerät. Eines etwas belächelten Mahners der Politik, eines Politikberaters, auf den im Grunde niemand hören will, oder aber einer selbsternannten moralischen Instanz, deren anmaßenden Alleinvertretungsanspruch vergangener Zeiten auch nur alle lächerlich finden. Politische Kompetenz und politikwissenschaftliche Kompetenz wird nicht als *donum superadditum* mit der Habilitation verliehen. In Zeiten, in denen sich alle selbst zu Leuchttürmen der Exzellenz promovieren, steht der Universität des Mittelpunktes Bescheiden-

heit gut zu Gesicht. Indem wir die Brüche unserer Geschichte in der Mitte der Stadt, ja in der Mitte des Landes interpretieren, arbeiten wir und tun eben dadurch das, was eine exzellente Universität auszeichnet. Wenn Sie in diesen Worten nicht nur Kommentare zu den Ereignissen im Januar 1946, sondern auch zu den jüngsten Ereignissen des Januar 2006 wahrgenommen hätten, hätten Sie mich durchaus nicht falsch verstanden.



Wiederaufbau des Cügel

mu für m...nde m...lin



FEIERLICHER AUFTAKT DES WIEDERAUFBAUS DES OSTFLÜGELS DES NATURKUNDEMUSEUMS

»Tiere sehen dich an« – bei diesem Titel denken wir zunächst an ein lebendig geschriebenes Tierbuch der späten zwanziger Jahre, auf dessen Seiten sich viele äußerst eindruckliche Tierphotos finden, die einem jugendlichen Betrachter Appetit auf ausführlichere Beschäftigung machen. Nicht jeder kennt den in den sechziger Jahren verstorbenen Schriftsteller Paul Eipper und eines seiner weiteren magistralen Werke wie beispielsweise den Titel »Du, liebe Katze«. Eigentlich erwartet man so etwas – daß einen Tiere ansehen – auch vom Naturkundemuseum der Humboldt-Universität zu Berlin. Tiere sehen dich an, sei es ausgestopft in großen Vitrinen, sei es aufgemalt in bunten Dioramen oder eingelegt in mit Alkohol gefüllten Gläsern. Für die Kriegeruine, vor der wir stehen, gilt nun seit über sechzig Jahren dieser Satz nicht mehr: Tiere sehen uns hier nicht mehr an, sondern nackte Wände, hohle Fensterflächen und wenige, als Fragment bizarre Reste der Inneneinrichtung wie ein isoliertes Waschbecken ohne Fußboden. Es verrät viel über die ambivalente Geschichte unserer Universität, über die Finanznöte der deutschen Hochschulen und die Armut des Landes Berlin, daß wir erst heute einen feierlichen Auftakt für den Wiederaufbau setzen können.

»Tiere sehen Dich an« ist auch eine bekannte Photomontage des Künstlers John Heartfield alias Wieland Herzfelde überschrieben. Sie zeigt eine Gruppe von Generälen und erregte großen Skandal, als sie erstmals in einem Buch von Tucholsky veröffentlicht wurde. Vor einer solchen Kriegeruine erinnert das Zitat uns nicht nur an eine bekannte Photomontage, sondern daran, daß Forscher der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität ihren Teil zu dem Krieg beigetragen haben, in deren Verlauf dieses Haus so schwer zerstört wurde. Tucholsky hat in einem Brief freilich die Photomontage auch kritisch beleuchtet: »Die Beleidigung der Tiere schmeckt mir nicht, und das trifft es auch nicht«. Nein, wir sollten die wunderbaren Tierbilder und -präparate, allein schon mein Patentier, den Humboldt-Pinguin, tunlichst nicht in einem Atemzug mit dem problematischen Figuren unserer Universitätsgeschichte nennen. Insofern verbietet sich eigentlich an dieser Stelle auch jede Anspielung auf die großen Tiere, die wir hier und heute gern begrüßen. Und doch – mir liegt sehr am Herzen, insbesondere diese Spezies ganz, ganz herzlich zu begrüßen.

Denn heute ist vor allem dem Land Berlin und dem Bund zu danken, daß hier und jetzt nun endlich zum Wiederaufbau des Ostflügels geschritten werden kann. Einen Tag nach Ihren Verhandlungen um höhere Bundeszuschüsse für die Hauptstadt auf höchster Ebene und wenige Wochen nach dem Karlsruher Urteil vermerken wir sehr dankbar, daß Ihre Präsenz ein deutliches Zeichen Ihres persönlichen Engagements für Ihre Universitäten und insbesondere für die Humboldt-Universität und sein Naturkundemuseum ist. Außerdem, lieber Herr Wowereit, es gibt ja mindestens ein Plakat, das Sie mit einem kleinen Bären aus dem Naturkundemuseum zeigt und über das man ein wenig despektierlich bemerken könnte: »Tiere sehen dich an«, denn die höchste politische Fürsorge für den kleinen Kerl fordert zu eigenem Engagement auf, gerade wie das erwähnte Tierbuch Paul Eippers. Und es sind viele unter uns dem Vorbild des Regierenden gefolgt.

Ich freue mich, Sie alle hier heute zu sehen, und freue mich fast noch mehr, wenn jetzt der kluge Entwurf der Architekten umgesetzt wird und Berlins letzte prominente Ruine verschwindet. Seien Sie uns herzlich willkommen!





VERLEIHUNG DES TIBURTIUS-PREISES

Zur Verleihung des Tiburtius-Preises darf ich Sie in unserem akademischen Senatssaal sehr herzlich begrüßen. Daß der gemeinsam von allen Berliner Hochschulen verliehene Preis den Namen »Tiburtius« trägt, hat seinen guten Grund. Gemeint ist nicht der Heilige Tiburtius, ein zwischen 180 und 230 in Rom hingerichteter Märtyrer, zu dessen Gedenktag, dem 14. April, der Bauernkalender als Regel formuliert: »Tiburtius kommt mit Sang und Schall,/bringt Kuckuck mit und Nachtigall«, sondern der Berliner Senator für Volksbildung der Jahre 1951 bis 1963, Joachim Tiburtius. Tiburtius war aber, wie Uwe Schlicht jüngst noch einmal im Tagesspiegel hervorhob, der letzte große Senator für Wissenschaft und Schule, für Volksbildung, wie man damals sagte – ein Senator, in dessen Ressort nicht nur die gesamte Bildung fiel, sondern der sich auch für die ganze Bildung verantwortlich fühlte und nicht nur für Teile – nicht nur Uwe Schlicht hofft, daß Jürgen Zöllner, jüngst als Senator für Bildung, Wissenschaft und Forschung berufen, an die beeindruckende Leistung für das Gesamt der Bildung anknüpft, die sich mit dem Namen von Joachim Tiburtius verbindet.

Daß der Präsident der Humboldt-Universität Sie heute begrüßt, könnte auf den ersten Blick verwundern. Tiburtius war im westlichen Teil unserer Stadt Senator, und während seiner Amtsjahre wurde die Freiheit der Wissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin massiv eingeschränkt. Aber Tiburtius hat nach dem Abitur ab 1907 zweimal an unserer Universität studiert, genauer an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, deren Traditionen wir pflegen und in deren Rechtsnachfolge wir stehen, wie schon die goldene Rektorenkette dieser Universität deutlich macht, die ich gerade trage. Im Jahre 2010 werden wir gemeinsam mit anderen Berliner Institutionen das zweihundertjährige Jubiläum dieser Universität feiern. Tiburtius hat an unserer Universität Rechts- und Wirtschaftswissenschaften studiert und hier auch 1914 promoviert, über den bis heute zentralen Begriff des Bedürfnisses. Es ist also durchaus sinnvoll, daß wir an der Humboldt-Universität zu Berlin mit der Preisvergabe auch an unseren Studenten und Doktoranden Joachim Tiburtius erinnern.

Einem evangelischen Theologen im Amt der Universitätsleitung liegt zudem daran, daß aus den vielfältigen Aktivitäten von Joachim Tiburtius vor allem sein Engagement für die Aussöhnung zwischen Christen und Juden nicht vergessen wird, sein Engagement für die Woche der Brüderlichkeit, die er gern mit bemerkenswerten Grußworten eröffnet hat, sein Wirken in der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Die Themen der ausgezeichneten Diplomarbeiten und Dissertationen haben auf den ersten Blick wenig mit Tiburtius zu tun, weder Wirtschaftswissenschaftler noch Juristen, keine Theologen finden sich unter den Preisträgern. Aber es entspricht dem integrativen Bildungsverständnis von Tiburtius, daß wir alle Laudationes aus diversen Fachgebieten hören und Arbeiten aus einer Fülle von Disziplinen und Fächern geehrt werden. Seien Sie also namens der Humboldt-Universität zu Berlin und der Landeskonzferenz der Rektoren und Präsidenten der Berliner Hochschulen ganz herzlich willkommen geheißen heute nachmittag.

2007

REDE DES PRÄSIDENTEN DES EUROPÄISCHEN PARLAMENTS JOSEP BORRELL I FONTELLES

Am 5. März 1946 hielt der ehemalige britische Premierminister Sir Winston Churchill eine Rede, von der die meisten Menschen gerade einen Satz kennen, diesen aber auch sehr gut, manche aus leidvoller Erfahrung nur zu gut. In dieser Rede anlässlich der Verleihung einer Ehrendoktorwürde sprach Churchill über die jüngsten besorgniserregenden politischen Entwicklungen in Europa und formulierte die viel zitierten Worte über den »iron curtain«: Von Stettin bis Triest habe sich ein eiserner Vorhang über den europäischen Kontinent niedergelassen. Diese Worte machten Geschichte und sind bis zum heutigen Tag die bekannteste Metapher für den Kalten Krieg und die Teilung Europas. Winston Churchill äußerte seine so bekannten Worte nun aber nicht vor Politikern, beispielsweise vor den Kammern des Parlamentes in Westminster, sondern vor Studenten auf einem Campus in Fulton, Missouri; hielt also seine europapolitische Grundsatzrede vor Studierenden – und, um der Wahrheit die Ehre zu geben, auch vor dem damaligen amerikanischen Präsidenten, der aus Missouri stammte. 1946 war es in vielfacher Hinsicht eine Ausnahme, daß überhaupt solche europapolitischen Grundsatzreden gehalten wurden, und daß sie vor Studierenden einer Universität gehalten wurden, war noch einmal ganz besonders ungewöhnlich.

Hier an der Humboldt-Universität zu Berlin sind solche europapolitischen Grundsatzreden quasi zu einer Selbstverständlichkeit geworden, seit im Jahre 2000 der damalige Bundesaußenminister Joschka Fischer unter dem Titel »Vom Staatenverbund zur Föderation - Gedanken über die Finalität der europäischen Integration« hier im Auditorium Maximum gesprochen hat. Seither haben viele bedeutende Politiker, zuletzt Dominique de Villepin, Giscard d'Estaing oder Richard von Weizsäcker ihre Visionen von Europa dargelegt und sich mit Mitgliedern unserer Universität, vor allem Studierenden, darüber in Vortrag und Seminar ausgetauscht. Das verdankt die Universität dem Walter-Hallstein-Institut und insbesondere seinem Vorstand, Herrn Kollegen Ingolf Pernice, dem öffentlich für solchen Einsatz zu danken mir nach so vielen Vorträgen ein herzliches Bedürfnis ist, weil solche Vorträge und Diskussionen der originäre



Beitrag einer Universität zum europäischen Einigungsprozeß sind und andererseits die Akteure der europäischen Einigung in die Mitte Berlins und vor die künftige Elite unseres Landes – die natürlich an der Humboldt Universität studiert – bringen.

Daß die ehrwürdige Reihe nun heute durch den Präsidenten des europäischen Parlaments, also des europäischen Souveräns, gekrönt wird, erfreut und bewegt uns, die ganze Universität, sehr. Dabei könnte Josep Borrell durchaus auch als Universitätswissenschaftler sprechen, ist er doch Professor für Wirtschaftsanalyse an der Universidad Complutense in Madrid gewesen, bevor er begann, sich politisch zu engagieren, 1979 in den Stadtrat von Madrid gewählt wurde und ab 1986 einen Sitz im spanischen Parlament einnahm. Daß Präsident Borrell seine Rede hier wenige Tage nach dem Beginn der deutschen Ratspräsidentschaft in Berlin hält, ist darüber hinaus ein bewegendes Zeichen, für das wir besonders dankbar sind.

Am heutigen Tag, nicht ganz 61 Jahre nach der Rede Churchills vor den Studenten in Missouri, befinden wir uns nicht mehr vor oder hinter einem eisernen Vorhang. Der Kalte Krieg ist vorbei, und gerade, zum 1. Januar 2007, haben wir zwei ehemalige Ostblockstaaten symbolisch wieder in die Mitte Europas zurückgeführt. Aber die Idee eines vereinten Europa ist trotz ihrer beeindruckenden Erfolgsgeschichte – denn wer hätte 1946 von solchen Entwicklungen zu träumen gewagt – durchaus noch der Präzisierung und des Weiterdenkens bedürftig, wie jedem aufmerksamen Zeitungsleser deutlich ist, und man muß nicht nur gelegentlich gegen den Eindruck argumentieren, es sei eine Art Krise der europäischen Idee zu konstatieren. Sicher nicht in Spanien – im Heimatland von Präsident Borrell wurde bereits im Jahre 2005 die Europäische Verfassung in einem Volksentscheid angenommen. Insofern, lieber Herr Borrell, erwarten wir von der spanischen Leidenschaft für Europa, die Sie so glaubwürdig verkörpern, nicht nur heute abend wichtige Wegweisung.

In einem Live-Chat des deutsch-französischen Fernsehsenders Arte im Oktober 2005 wurde Präsident Borrell gefragt, ob nicht das Risiko bestehe, daß Europa ohne eine Verfassung seinem Ende zugehe. Borrell antwortete, daß dieses Risiko durchaus bestehe und daß es auch an den Bürgern liege, sich für Europa stark zu machen, um einen Zerfall Europas im Zuge der Erweiterungen zu verhindern. Europa muß nicht nur eine Seele bekommen, sondern eben auch in den Seelen der europäischen Bürger befestigt werden. Es muß – um ein letztes Mal Churchill zu bemühen – eben auch ein »empire of the mind« werden (so der britische Premierminister am 3. September 1943 in Harvard).

Die Europa-Vorlesungen an der Humboldt-Universität zu Berlin leisten Beiträge dazu, daß Europa auch ein »empire of the mind« wird, und wir freuen uns, daß heute nun der Präsident des Europäischen Parlamentes dazu seinen Beitrag leistet.

ERÖFFNUNG DES GEORG-SIMMEL-ZENTRUMS FÜR METROPOLLENFORSCHUNG

»Denn tatsächlich: ›Ein Fremdling und ein Gast‹ ist in seinem Leben ein jeder, der eine Stadt bewohnt, aber alles in ihr, was von anderen bewundert wird, verachtet und in der Stadt wohnt, als wäre es eine Wüste, damit nicht der Ort über ihn Gewalt habe«. Sie ahnen es vermutlich bereits: So, als Fremdlinge und Gäste auf Erden, fühlten sich viele Christenmenschen in der Antike und fühlen sich manche Angehörige bestimmter christlicher Gruppen bis heute. Menschen, die sich unbehaust auf Erden fühlen, weil sie ihre Heimat – wie es beim Apostel Paulus heißt – im Himmel haben, weil ihr – wie es im griechischen Original heißt – politeuma, ihre Bürgergesellschaft eigentlich nicht von dieser Welt ist, fühlen sich natürlich insbesondere in Städten, insbesondere in den Metropolen der Antike fremd. Darüber muß man eigentlich nicht viele Worte machen. Auch für die antiken Metropolen galt, was nach Georg Simmel für die neuzeitlichen gilt: Steigerung des Lebens, des »Nervenlebens«, wie er sagt, des intellektuellen Lebens, der Komplexität – oder, um eine berühmte Formel eines berühmten Historikers aus einer westfälischen Kleinstadt zu bemühen: Beschleunigung. Kaum verwunderlich, daß sich unter solchen Umständen auch die Gefühle der Heimatlosigkeit und Unbehaustheit steigern und manche Menschen schon in der Antike in der Stadt wohnten, »als wäre es eine Wüste«.

Über all dies müßte man, wie gesagt, nicht viele Worte machen. Interessanter ist schon, wo sich der Satz findet, den ich eingangs zitiert habe. Er findet sich in einem Werk eines christlichen Autors vom Beginn des zweiten Jahrhunderts, das »Teppiche« überschrieben ist, da es der Gattung der Miszellenliteratur zuzurechnen ist. Der Name des Autors lautet Titus Flavius Clemens, er war also vermutlich in irgendeiner Weise mit dem flavischen Kaiserhaus verwandt und lebte in Alexandrien. Und dies scheint mir der eigentlich interessante Punkt an meinem Zitat: Ein hochgebildeter Zeitgenosse, der in Athen platonische Philosophie studiert hatte und in der antiken Metropole par excellence lebte, in Alexandria, also alle Annehmlichkeiten dieser großen Bildungsmetropole genossen hat, fühlt sich in eben dieser Stadt unbehaust und ohne Heimat. Er schreibt mitten in Alexandria sieben Bücher »Teppiche«, in denen er nachzuweisen versucht, daß das Christentum für gebildete Zeitgenossen die einzige

The Future of Urban Research Panel

Prof. Ted Cantle
IDeA London

Prof. Godfried
Rotterdam

Prof. Hartmut
Georg-Simmel



Denk- und Lebensform ist, benutzt die Bibliotheken der Stadt, um ausführlich griechische Klassiker und Philosophen, bekannte und unbekannte, zu zitieren – und verachtet gleichzeitig »alles in ihr, was von anderen bewundert wird« und wohnt in der Stadt, »als wäre es eine Wüste«. Und an dieser Stelle wird nun die Begründung spannend: »damit nicht der Ort über ihn Gewalt habe«. An dieser Stelle wird nun plötzlich deutlich, daß es hier gar nicht um die urchristliche Heimatlosigkeit, um die Fremdlingsschaft der Christen geht, die Paulus in seinem Brief an die Philipper ausdrückt, sondern um das klassische stoische Ideal der Apathie, das sich mit der epikureischen Vorstellung der Ataraxie berührt: um das klassische Ideal des von allem irdischen Getriebe, von aller lästigen Handarbeit befreiten, allein dem Denken hingeebenen griechischen Weisen, der schon durch labor improbus, aber erst recht durch das geschäftige Treiben einer Metropole in den Grundlagen seiner Existenz gefährdet ist.

Es läge angesichts der Tatsache, daß wir heute feierlich ein Georg-Simmel-Zentrum für Metropolenforschung eröffnen, nahe, diese Beobachtungen zu Clemens Alexandrinus auf die Charakterisierung des intellektuellen Großstädtlers zu beziehen, die sich in Georg Simmels Aufsatz »Die Großstädte und das Geistesleben« findet. Liegt nicht schon beim dem intellektuellen Christen des zweiten Jahrhunderts jener Widerstand gegen drohende Entwurzelung vor, »mit der«, wie Simmel schreibt, »die Strömungen und Diskrepanzen seines äußeren Milieus ihn bedrohen«, ein intellektueller Widerstand gegen Entwurzelung, der durchaus dem vergleichbar ist, was nach Simmel für die nach der Reichshauptstadt Berlin modellierte moderne Großstadt charakteristisch ist? Ich erinnere an die Ihnen allen bekannten Stichworte Simmels: »quantitative Steigerung von Bedeutung und Energie« – bei Clemens sichtbar an den Anstrengungen, so viele pagane antike Autoren zu zitieren wie kein christlicher Autor vor ihm und auch kaum einer nach ihm – und die Mittel »qualitativer Besonderung«, die »spezifisch großstädtischen Extravaganzen des Apartseins, der Kaprice, des Pretiösentums« – bei Clemens sichtbar an den Empfehlungen an die Männer wie Frauen, auf die üblichen geschlechtsspezifischen Zeichen von Erfolg und Luxus zu verzichten; kurz gesagt: der Blick mit Simmels ohne Zweifel ergänzungsbedürftiger Analyse der Großstadt aus dem Jahre 1903 auf

einen antiken Christen und seine Gedanken über die Stadt verspricht durchaus mehr spannende Ergebnisse, als ich hier andeuten konnte.

Die Haltung des antiken Christentums zur Stadt war nicht nur mit Blick auf ein gebildetes Individuum so ambivalent, wie wir es bei Clemens Alexandrinus beobachten. Sie war auch im Blick auf die größeren Zusammenhänge von höchster Ambivalenz. Das Christentum, eine aus einer eher dörflichen Region am Ende des römischen Reiches stammende Bewegung, warf sich kurz nach dem schmählichen Tode ihres Protagonisten gleichsam mit großer Energie auf die Städte – in der syrischen Metropole Antiochia kam nach dem Zeugnis der Apostelgeschichte der Begriff »Christen« auf, die Metropolis der Provinz Asia, Ephesus, spielt eine zentrale Rolle für die frühe Christentumsgeschichte, Rom und Alexandria waren ebenfalls noch vor dem Ende des ersten Jahrhunderts Ort von kleineren Gemeinden mit hoher theologischer Produktivität, in Rom Ende des ersten Jahrhunderts zählten sich sogar schon Mitglieder des Kaiserhauses und des Senates zu der neuen *superstitio*, zum neuen Aberglauben, wie die Juristen die neue Gruppe einschätzten. Und von den Großstädten her eroberte das antike Christentum die Kleinstädte, Lyon, Karthago, Smyrna und so weiter und so fort. Diese Eroberungsstrategie setzte sich nach der sogenannten »Konstantinischen Wende«, also der massiven juristischen Privilegierung der neuen Religion seit dem Anfang des vierten Jahrhunderts und ihrer Normierung als Reichsreligion des Imperium unter Kaiser Theodosius im Jahre 380 n.Chr. fort, man sieht an den großen Kirchbauten der Spätantike in Rom, wie die christliche Kirche mit kaiserlicher Protektion die alte Hauptstadt erobert: Zuerst, noch im vierten Jahrhundert, die großen Kirchbauten des Lateran auf dem Gelände einer ehemaligen kaiserlichen Kaserne und von St. Peter auf dem aufgelassenen vatikanischen Zirkus, zwei Kirchen am Rande der Stadt und St. Paul sogar vor den Mauern, aber dann eben auch, deutlich später, die neuen Kirchen und konvertierten paganen Tempel, wie das Pantheon, das der byzantinische Kaiser Phokas 608 n.Chr. Papst Bonifatius IV. schenkte und das in die Kirche Sancta Maria ad Martyres umgewandelt wurde. Das antike Christentum

ist nach einer kurzen, sehr provinziellen Phase zu Beginn zunächst eine großstädtische Religion – urban event, wie man auch sagen könnte – und verbreitet sich dann erst auf dem Lande – Simmels Zeitgenosse Adolf von Harnack, ebenfalls an der Friedrich-Wilhelms-Universität tätig, hat das in seiner großen »Missionsgeschichte« gezeigt.

Nur kurz möchte ich zum Abschluß noch darauf hinweisen, daß die überaus schnelle Beheimatung der antiken Christen in den Großstädten, die in seltsamem Widerspruch zu den diversen Formen der Großstadtkritik steht – Clemens Alexandrinus, den ich eingangs zitierte und interpretierte, bietet nur einen Typ dieser Kritik – eine recht bedeutsame Folge hatte. Das Christentum drückte wie das Judentum seine individuelle wie kollektive Hoffnung mit der Vision einer Stadt aus, mit der Vision eines himmlischen Jerusalem am Ende der Zeiten. Aber nicht zuletzt aufgrund seiner Beheimatung in den Großstädten löste es diese eschatologische Erwartung vom konkreten Ort in Palästina, der bis ins zwanzigste Jahrhundert ja eher eine Kleinstadt war, und stilisierte das himmlische Jerusalem als gigantische Riesengroßstadt von ungeheueren Ausmaßen. Während die ersten Christen – wie übrigens auch die Juden – davon überzeugt waren, daß die Vollendung der Zeiten, das Jüngste Gericht und die Wiederkehr des Messias beziehungsweise des Christus im realen palästinischen Jerusalem geschehen werde, während Jesus von Nazareth alle Wallfahrtsfeste in Jerusalem besuchte und Paulus noch hoffte, daß der Erlöser aus Zion kommen werde (Römer 11,26), verlor diese große Vision einer eschatologischen, endzeitlichen Stadt zusehends ihren Realitätsbezug auf die konkrete irdische Stadt Jerusalem – im Judentum wie im Christentum. Die künftige himmlische Stadt wurde seit dem zweiten Jahrhundert nicht nur ganz anders als das durch römische Truppen zerstörte Jerusalem, sondern ganz anders als jede irdische Stadt entworfen, die himmlische Stadt ist riesengroß, eine gigantische Mega-Mega-Metropole (rabbinische Quellen sprechen von Häusern, die dreißig Stockwerke haben, und christliche Quellen von einer Seitenlänge von zweitausendvierhundert Kilometern).

Die Veranstalter haben den Präsidenten der Humboldt-Universität um einen wissenschaftlichen Kurzvortrag gebeten, nicht um ein Grußwort zur Eröffnung des Simmel-Zentrums. Einen Vortrag hat er gehalten und hat Ihnen allen hoffentlich dokumentiert, daß er sich auf das neue Zentrum an seiner Universität nicht nur freut, weil Georg Simmel die wunderbare Parole »Geld wird Gott« geprägt hat. Sondern weil er sich durch die Berliner Metropolenforschung Gewinn für viele Fachgebiete unserer Universität und nicht zuletzt für sein eigenes erwartet. In diesem Sinne alle guten Wünsche für das Zentrum und seine Arbeit, zuvörderst für die Konferenz, die heute beginnt.

ERÖFFNUNG DER JOHANNA-QUANDT-VORLESUNGS- REIHE DER WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTLICHEN FAKULTÄT

Heute abend soll über »die Rolle des Unternehmers in der Gesellschaft« gestritten werden. Gelegentlich lohnt – wenn diese philologische Bemerkung dem Kirchenhistoriker im Präsidentenamt gestattet ist – der Blick auf Details: Über die Rolle der Unternehmerin in der Gesellschaft wird aus gutem Grund nicht gestritten, denn für das Engagement von Frau Quandt sind wir hier in Berlin, an der Charité und an der Humboldt-Universität, einfach nur sehr dankbar und möchten mit dem heutigen Abend auch ein öffentliches Zeichen dieser Dankbarkeit setzen. Daß trotz einzelner bewegender Beispiele unternehmerischen Engagements in der Gesellschaft über die Rolle des Unternehmers in der Gesellschaft gesprochen und gelegentlich auch gestritten werden muß, macht ein schlichter Blick in die Zeitungen der letzten Wochen deutlich, wobei – ich denke etwa an die Siemens AG – natürlich irgendwann auch vielleicht einmal ein Streitgespräch über die Bedeutung der Zeitungen für die Rolle des Unternehmers in der Gesellschaft folgen muß.

Streit über zentrale Themen ist dann an einer Universität willkommen, wenn er mindestens wissenschaftlichen Standards folgt, viel lieber noch, wenn er wissenschaftliche Standards setzt. Daran habe ich angesichts derer, die heute streiten, eigentlich keinen Zweifel. Das Thema des heutigen Abends ist schon deswegen hochwillkommen, weil das Stichwort »Unternehmer« und seine Anwendung auf die Hochschule im Begriff »unternehmerische Universität« an den deutschen Hochschulen vielfach die üblichen diffusen Ängste und Befürchtungen auslöst, die auf den ersten Blick so wenig zu einer wissenschaftlichen Einrichtung passen. Klafft aber tatsächlich ein breiter, unüberbrückbarer Graben zwischen den Idealen von Universität und Wissenschaft einerseits und den Idealen eines verantwortlichen Unternehmers andererseits? Der Ökonom Schumpeter, nach dem ein Institut unserer wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät genannt ist, hat vor vielen Jahrzehnten einmal darauf hingewiesen, daß ein Unternehmer dadurch charakterisiert ist, daß er seine wirtschaftliche Position ständig durch Innovation zu verbessern versucht. Er tut dies im Streben

nach Profit und im Bedürfnis, die Konkurrenz zu übertreffen, leitet also ständig Reformen ein und sucht nach Möglichkeiten von effektiverer Produktion und Kostenersparnis. Der Unternehmer ist nach Schumpeter nicht nur ein Symbol für Innovation und die Dynamik marktwirtschaftlicher Ordnungen, sondern ein wesentlicher Motor von Wirtschaftswachstum und sozialem Wandel.

Läßt man eine solche traditionelle Definition eines Unternehmers einmal auf sich wirken, deren wirtschaftswissenschaftliche Angemessenheit der Theologe im Amt des Präsidenten tunlichst nicht diskutieren sollte, versteht man, warum in den letzten Jahren so viel über die Notwendigkeit einer »unternehmerischen Hochschule« geredet worden ist. Dabei ist es eine Binsenweisheit, daß eine Hochschule nur in gewissen Hinsichten mit einem Unternehmen verglichen werden kann, da ihre Aufgabe – Gewinnung und Vermittlung von Erkenntnis – nicht einfach mit dem unternehmerischen Interesse, einen Profit zu erzielen, identifiziert werden kann, vielmehr zwischen beiden Aufgaben vielfältige Interferenzen, aber eben keine Identität besteht. Über die Unterschiede zwischen Universität und Unternehmen muß nicht lange diskutiert werden, teils sind sie auch offensichtlich und werden aus naheliegenden Gründen auch von bestimmten Kreisen überakzentuiert. Wenn eingewendet wird, daß es schlechterdings nicht das Ziel der Hochschule sein kann, den Grund ihrer Existenz, nämlich die Erkenntnis, der Wirtschaftlichkeit zu opfern, muß man zurückfragen, welcher Begriff von Wirtschaftlichkeit hier eigentlich der Kritik zugrunde liegt – in einem höheren und damit wirtschaftlichen Sinne sind doch auch die sogenannten Orchideenfächer der Geisteswissenschaften wirtschaftlich, allein schon deswegen, da durch ihre Abschaffung oder Verdrängung langfristig ein unermesslicher volkswirtschaftlicher Schaden entstünde – solche verkappt ideologischen Scheindebatten lohnen meiner Ansicht nach die Zeit nicht, die sie kosten. Es lohnen vielmehr angesichts der Geschichte der deutschen Hochschule seit den sechziger Jahren Erkundungsgänge in die Gemeinsamkeiten. Wer wollte beispielsweise angesichts der Definition Schumpe-

ters bestreiten, daß die Notwendigkeit der beständigen Innovation – hier an der Hochschule sprechen wir gern vom wissenschaftlichen Einfall – für Unternehmer wie Professoren elementar überlebenswichtig ist: Kalter Kaffee ist hier wie dort existenzbedrohlich.

Die Frage, was Universitäten von Unternehmen lernen können, ist meines Erachtens noch nicht abschließend beantwortet. Insofern aber ist eine Veranstaltungsreihe zu Bild und Aufgabe des Unternehmers eben auch ein zentrales Interesse der Universität, und ich freue mich sehr, daß sie an der Humboldt-Universität zu Berlin stattfindet, wünsche gutes Gelingen und danke abschließend nochmals Frau Quandt, in deren Person unternehmerisches Handeln und Neugier auf spannende Wissenschaft so glücklich zusammenfallen.

BEGRÜSSUNG FÜR GOTTFRIED BOEHM UND AUFTAKT DER KONFERENZ »DAS BILD ALS MODELL. IKONISCHES WISSEN«

Völlig unvergeßlich eingeprägt ist mir der Beginn einer kleinen Schallplatte, auf der Martin Heidegger seinen Essay »Das Kunstwerk und der offene Raum« spricht: »Raum«, so sagt der Alte vom Berge eingangs, »kommt ja von Räumen«. Mit solchen Texten, so vermute ich einmal, mußte man sich auseinandersetzen, wenn man 1968 in Heidelberg promovieren wollte: Hans-Georg Gadamer hätte es gewiß nicht goutiert, wenn ein Student der Kunstgeschichte, Germanistik und Philosophie nur gegen den in solchen Worten ausgedrückten Jargon der Eigentlichkeit opponiert hätte. Und Dieter Henrich hätte gewiß auch keine philosophiegeschichtlich hingeschlugerte Promotion passieren lassen. Spuren dieser uranfänglichen Heidelberger Prägung Gottfried Boehms haben sich nie verloren, und Bezüge auf Heidegger finden sich ebenso wie Beiträge zu Geburtstagsschriften des Denkers aus Meßkirch, vor allem aber immer wieder Spuren Hans Georg Gadammers, der – wie man auch in seinen letzten Heidelberger Jahren sehen konnte – neugierig auf jede Art von Gespräch über Kunst war. Spuren dieser engen Heidelberger Symbiose von Kunst und philosophischer Reflexion über Kunst sind bis heute sichtbar – in der Bibliothek des Heidelberger Philosophischen Seminars findet sich an der Decke ein Fresko von Hann Trier, eben jenem Maler, über dessen Deckenfresken im Charlottenburger Schloß im Berlin der siebziger Jahre so heftig gestritten wurde. Und so gibt es viele Titel im Oeuvre von Gottfried Boehm, die den Philosophen im Kunsthistoriker und den Kunsthistoriker im Philosophen verraten: *Bildnis und Individuum*, 1985; *Die Essenz der Erscheinung*, 1986; *Zuwachs an Sein*, 1996.

Gottfried Boehm in einem Zusammenhang vorstellen, in dem es um Bilder geht, und vor einem Auditorium, das sich der Bildwissenschaft verschrieben hat – das wäre verlorene Liebesmüh. Und so gebe ich nur sehr persönlich meiner Freude Ausdruck, daß sich in seinen Aufsätzen alle die Fragen finden, die wir uns aus wohl erwogenen philosophischen Gründen für gewöhnlich verbieten, angekränkt von des Konstruktivismus Blässe. Da fragt Gottfried Boehm unter der Überschrift »Was ist ein Bild?« – schon das ja eine Provokation für manchen Philosophen wie Kunsthistoriker nach der »Macht der Bilder« – und reicht da dem Historiker, dem Kirchenhistoriker die Hand, der sein Lied von der Macht der Bilder singen kann. Und doch schreibt Boehm nicht wie

Dieter Henrich Texte im Gestus einer erneuerten Metaphysik, sondern auf der Basis der philosophischen Sprachkritik, des linguistic turn. Sie kennen das alle: »Was ist die ›Sache‹ des Bildes? Nicht das eine oder das andere, sondern das eine im anderen«. Oder aus »die Wiederkehr der Bilder«: Ein Sinn, der aufscheint und alles Faktische überbietet.

Anstatt weiter auf etwas anzuspitzen, das wir ja alle kennen und, wenn ich das so sagen darf, auch sehr schätzen, anstatt die stupende philosophische Gelehrsamkeit unseres Gastes zu rühmen, die Sensibilität, mit der er – um nur ein Beispiel zu nennen – immer wieder Frank Stella interpretiert, die Neugier, mit der er auch Texte meiner Zunft, biblische und postbiblische, zur Hand nimmt, schließe ich einfach mit der Bemerkung, daß es für ein Akademieprojekt, das die Bildlichkeit der Weltbilder untersucht, also für ein Unternehmen, bei dem es um die Frage geht, worin sich ein bildliches und ein gedankliches Weltmodell unterscheiden, geradezu essentiell ist, seine stotternden Antworten mit Gottfried Boehm zu diskutieren, und für ein junges Forum Bildwissenschaft allzumal. Wir freuen uns auf Deinen Vortrag und die Gespräche danach.

ANSPRACHE FÜR DIE ABSOLVENTEN DER WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTLICHEN FAKULTÄT

Eine Ansprache soll der Präsident der Universität anlässlich Ihrer Feier halten. Im letzten Jahr hat er beim selben Anlaß über seine eigenen Examens- und Studien-Erfahrungen gesprochen, jenes Thema ist also leider verbrannt und kann in diesem Jahr nicht verwendet werden. Also improvisiere ich ein wenig über das, was heute im Mittelpunkt der Feier steht: über Preisurkunden, Doktordiplome und Diplomzeugnisse. Da Sie, verehrte Studierende, in Ihrem Studium vermutlich deutlich mehr Gewicht auf das Englische denn auf das Altgriechische gelegt haben und dafür gute Gründe hatten, wissen Sie vermutlich nicht, daß das Wort »Diplom« aus dem Altgriechischen stammt. Mit dem Begriff *diploma* bezeichnete man eigentlich die aus zwei Teilen zusammengefügte Schreibtafel – zu Deutsch: Doppeltafel, eine mit Wachs gefüllte Holzrahmenkonstruktion. Hatte man es im Leben zu etwas gebracht, konnte anstelle von Holz auch durchaus ein Stück Elfenbein verwendet werden, gehörte man zur gesellschaftlichen Elite, wurde das Elfenbein noch verziert. Ich muß Ihnen leider sagen – und vielleicht wissen Sie es ja auch schon – ein so kostbares Diplom haben Universität und Fakultät für Sie leider nicht erstellen können, für Holz oder gar Elfenbein reicht es unter den Bedingungen der Berliner Finanzen nicht. Ganz im Gegenteil: Wenn der Präsident Ernennungen neuer Professoren vollzieht, liegt vor ihm eine kleine Regieanweisung der Personalabteilung, die den Unterpunkt »Ernennungsurkunde zusammen mit Schmuckmappe überreichen« enthält – und mit dem Wort »Schmuckmappe« bezeichnet unsere Personalabteilung einen weißen Doppelbogen aus verstärktem Karton. Gewöhnlich werden Doktordiplome wie seit alters in Rollen überreicht – die Universität, die mir jüngst den Ehrendoktor verlieh, verwendete dafür eine Rolle aus wunderbarem braunem Leder, andere Berliner Institutionen wenigstens eine Papprolle mit bedrucktem Kunstleinen – wir haben im Februar Marcel Reich-Ranicki ein Ehrendoktordiplom überreicht, das mit einer Schleife aus farbigem Band zusammengehalten war. Wenn Sie nun grübeln, ob ein Diplom, das gar nicht aus zwei Tafeln besteht, sondern allenfalls aus einem gefalteten Doppelbogen, überhaupt gültig ist, kann ich Sie beruhigen: Entscheidend ist – und das schon seit der Antike – die Beglaubigung durch Unterschrift und Siegel. Die Doktordiplome habe ich unterschrieben, und meine Sekretärin hat

hoffentlich gesiegelt, die anderen Diplome vermutlich Ihr Dekan und die Fakultätssekretärin analogice.

Warum improvisiere ich anlässlich eines so ernsten Ereignisses, Ihres Studien- bzw. Promotionsabschlusses so leicht, fast flapsig über den Verfall der Diplomästhetik an der deutschen Universität – wobei ich darauf hinweise, daß ich die allerschlimmsten Ausfälle hier schamhaft verschweige? Um Ihnen an einem ganz naheliegenden Beispiel deutlich zu machen, daß wir hier an der Humboldt-Universität oft mit sehr bescheidenen Mitteln arbeiten müssen. Aber viel mehr könnten, wenn wir mehr Sponsoren und Förderer hätten. Und nun ahnen Sie, warum ich über die Urkunden improvisiert habe: Bleiben Sie uns verbunden und geben Sie, wenn Sie zu Geld gekommen sind, Ihrer Universität, der Humboldt-Universität zu Berlin, etwas zurück von dem, was Sie empfangen haben. Natürlich werden wir uns reiflich überlegen, ob wir auch Rollen aus edlem Leder und Diplome auf Holz oder Elfenbein herstellen, gelegentlich tut es ja auch schon ein Schmuckumschlag, ein richtiger natürlich.

Aber mich interessiert selbstverständlich nicht nur das Geld. Seit Humboldts Zeiten zeichnet unsere Universität ein Nebeneinander von berufsferner Bildung und berufsbezogener Ausbildung aus, einige Fakultäten führen sogar direkt in Berufe – die medizinische, die juristische und die theologische. Die Wirtschaftswissenschaften bilden, wenn ich das recht sehe, eher für ein Berufsfeld aus. Damit wir aber wissen, ob wir gut ausbilden und wie gut wir ausbilden und vor allem: wie wir besser ausbilden, brauchen wir Ihre Rückmeldungen aus den ersten Berufsjahren. Auch an dieser Stelle ist wichtig, daß Sie mit Ihrer Universität und Fakultät verbunden bleiben.

Nun werden Sie gleich Ihr Diplom bekommen, nicht mehr zwei Tafeln, sondern ein Blatt Papier. Freuen werden Sie sich trotzdem wie die Schneekönige, was zeigt, daß man auch mit ganz einfachen Dingen ungeheuer glücklich werden kann. Daß Sie glücklich auf die Zeit Ihres Studiums zurückschauen, daß Sie glücklich werden mit dem, was Sie studiert haben, und daß das Glück Sie in Ihrem Berufsleben nicht verlassen möge, wünscht Ihnen der Präsident Ihrer Universität, der den feierlichen Moment der Überreichung Ihrer Urkunden leider nicht miterleben wird – aber ist natürlich im Geiste anwesend und mehr: einige Diplome tragen seine Unterschrift. Das ersetzt glatt zwei Tafeln.

ERÖFFNUNG DER 11. CHRISTLICH-JÜDISCHEN SOMMERUNIVERSITÄT ZU BERLIN

Gern eröffne ich die 11. Christlich-Jüdische Sommeruniversität, obwohl ich sie gar nicht besuchen kann. Denn ab morgen befinde ich mich in Kleinasien und – um genau zu sein – ab übermorgen in Sardes. In Sardes befindet sich mitten in einem großen Gymnasiums-komplex, dort, wo normalerweise Shops und Ruheräume, Springbrunnen und kleine Versammlungsräume lokalisiert sind, eine große jüdische Synagoge. Um es etwas flapsig zu formulieren: mitten in einem Einkaufs- und Bildungszentrum, wie man es an jedem Ort der kaiserzeitlichen Antike finden kann, steht eine große jüdische Synagoge, wie man sie an kaum einem anderen Ort in so zentraler Lage finden kann. Diese geographische Situation im kaiserzeitlichen Sardes scheint mir ein wunderbares Gleichnis für das jüdisch-christliche Verhältnis, oder, um präziser zu sein, für unser neues Bild vom jüdisch-christlichen Verhältnis in der griechisch-römischen Antike. Wir denken nicht mehr, wie ich es noch von meinen Lehrern gelernt habe, daß sich seit dem zweiten Jahrhundert Judentum und Christentum, mal schieblich-friedlich, mal im harten Konflikt, als zwei Religionen getrennt haben, sondern wir nehmen inzwischen viel aufmerksamer wahr, daß es zwischen Judentum und Christentum nicht nur ein Auseinander und Gegeneinander, sondern auch ein hoch komplexes Ineinander und Miteinander gibt. Um nur einige der neuen Beobachtungen hier kurz anzudeuten: Wir nehmen immer deutlicher wahr, daß zwischen der sich entwickelnden Logos-theologie des jungen Christentums und der Vorstellung von einer »Memra Adonej«, vom Wort Gottes, eine enge Beziehung herrscht. Wir stellen aufmerksam fest, daß die aufregenden Veröffentlichungen von Textausgaben auf dem Gebiet der jüdischen Mystik, insbesondere der Hekhalot- oder Merkaba-Mystik, von erheblicher Bedeutung für das Verständnis der sich entwickelnden Gnosis und der christlichen Trinitätstheologie sind. Und man muß ja nur den Namen einiger Jerusalemer Kollegen wie den von Israel Yuval nennen, um sich klar zu machen, daß auch auf dem Gebiet der Liturgiegeschichte erregende Parallelen, Abhängigkeiten, aber auch Koinzidenzen entdeckt werden, ich nenne nur die große Dissertation von Daniel Stoekl Ben Ezra über den Versöhnungstag.

Im akademischen Unterricht ist alles dies nur sehr partiell angekommen, sind die erregenden Veränderungen auf dem Gebiet der Beschreibung des Verhältnisses von Judentum und Christentum nur sehr eingeschränkt wahrgenommen worden. So können beispielsweise viele meiner Kollegen, die sich mit antikem Christentum beschäftigen, gar nicht genügend Hebräisch, um rabbinische Texte zur Kenntnis zu nehmen, und kennen auch keine Judaisten, die ihnen dabei helfen könnten. Und die alten Sammelwerke, in die früher wenigstens einige hereingeschaut haben, sind als so problematisch eingeschätzt worden, daß man sie kaum guten Gewissens mehr verwenden kann – in Peter Schäfers wunderbare Hekhalot-Synopse muß man eben selbst hereinschauen und wird dann vermutlich auch entdecken, daß es eine ebenso wunderbare deutsche Übersetzung gibt, wie die meisten rabbinischen Texte in moderne Fremdsprachen übertragen worden sind und gute kritische Textausgaben zur Verfügung stehen. Und angesichts dieser Lage ist es natürlich überaus erfreulich, daß es eine christlich-jüdische Sommeruniversität in Berlin gibt, weil sie dabei hilft, einschlägige Kenntnisse an deutschen Fakultäten auszubreiten und zu befestigen.

Sie beschäftigen sich auf dieser II. Christlich-Jüdischen Sommeruniversität mit dem Monotheismus. Ich beschäftige mich auch mit dem Monotheismus, selbst wenn ich morgen aus Berlin wegfahre und – wie gesagt – an Ihrer Sommeruniversität nicht teilnehmen kann. Ich meine jetzt, wenn ich von Beschäftigung mit Monotheismus spreche, nicht die Tatsache, daß ich immer wieder einmal mit Herrn Assmann über Monotheismus diskutiert habe und von daher manche der Diskussionsgänge im Schlaf wiederholen könnte, nein. Ich bereite gerade eine Neuausgabe des Buches »Heis Theos« von Erik Peterson vor, einer 1926 publizierten Monographie, die sich mit der Geschichte der Formel »Heis Theos – ein einziger Gott« beschäftigt und Belege dieser Formel auf Inschriften, in Texten und in Kunstwerken der Antike mit Bemühung um absolute Vollständigkeit sammelt. Ich habe in den letzten Jahren versucht, diese Sammlung à jour zu bringen und weitere Belege zu finden. Diese Suche ergab

den überraschenden Befund, daß jene Formel in den verschiedensten Religionen und Religionsformen der Antike belegt ist: Wenn man sich in das Gebiet des Golan begibt, dann finden sich dort Türstürze jüdischer Häuser mit der Inschrift »Heis Theos« und sie dienen als Hausmarken, um diese jüdischen Häuser von christlichen und heidnischen abzugrenzen, die diese Hausmarke nicht hatten. Wandert man nicht einmal hundert Kilometer weiter östlich in den Hauran, dann dient dieselbe Formel den christlichen Häusern zur Abgrenzung von jüdischen und heidnischen. Und begibt man sich nicht einmal hundert Kilometer weiter westlich zu der politisch nicht ganz unproblematischen Ausgrabung auf der Spitze des Garizim, oberhalb von Nablus, dann finden sich dort in den Bodenplatten weit über siebzig bislang noch nicht publizierte griechische Inschriften, die die Formel »Heis Theos« enthalten. Sie sind Überreste des samaritanischen Heiligtums, die in der justinianischen Marienkirche wiederverwendet wurden und den samaritanischen Pilgern als Erkennungszeichen und damit zur Abgrenzung von Juden, Christen und Heiden dienten. Fährt man dann an die Küste nach Aschkalon und hat etwas Glück, so findet man einen Meilenstein, den der Kaiser Julian setzen ließ, um für seine Form einer neuen Einheitsreligion im 4. Jahrhundert zu werben – und selbstverständlich enthält der Meilenstein die Formel »Heis Theos – ein einziger Gott«. Was lehrt diese Beobachtung an den inschriftlichen Belegen der Formel Heis Theos? Sie lehrt, daß sich unter dem Stichwort Monotheismus in der Antike sehr Verschiedenes verbergen konnte. Sehr Verschiedenes im Judentum, Christentum, Samaritanertum und in einem philosophischen Neuplatonismus einer Kunstreligion. Mir scheint es von daher sehr wichtig, daß wir in der gegenwärtig so verbreiteten Monotheismusdebatte nicht einfach und stets immer nur von »Monotheismus« reden, als ob es sich dabei um einen fest umrissenen Terminus handeln würde, sondern auf die Unterschiede und Differenzen achten, sehr sorgfältig nach Ort und Zeit und Kontext fragen, auch danach, wie bestimmte theologische Konzepte in der Frömmigkeit der jeweiligen Anhängerschaft angekommen sind. Und so wünsche ich Ihnen für Ihre Sommeruni-

versität, daß sie nicht einfach die – oft etwas plakativen – Debatten über Recht und Grenze des Monotheismus wiederholt, sondern das Bild Tiefenschärfe und Buntheit gewinnt, damit wir aus der ständigen Wiederholung derselben Diskussionslagen möglichst bald herauskommen. Sie ahnen, insbesondere nach meinen letzten Bemerkungen, wie gern ich bei Ihnen wäre, ich werde mich aber praktisch um eine buntere Kenntnis des Monotheismus bemühen und in Kleinasien weitere Belege der inschriftlichen Formel »Heis Theos« mit meinen Studierenden suchen. In Sardes gibt es eine.

Ein wenig kann ich auch verschmerzen, daß ich dieses Jahr nicht ausführlicher an Ihren Veranstaltungen teilnehmen kann – denn die 11. Christlich-jüdische Sommeruniversität war bestimmt nicht die letzte, sondern steht in einer anregenden und stolzen Kette von Veranstaltungen, die gewiß fortgesetzt wird. Für dieses Mal, für die 11. Sommeruniversität, wünsche ich Ihnen alles erdenklich Gute, anregende, erholsame und spannende Tage in Berlin, der ganzen Sommeruniversität einen guten Verlauf, seien Sie herzlich willkommen.



FEIERLICHE ERÖFFNUNG DES AKADEMISCHEN JAHRES 2007/2008

In einer matricula notierte das Mittelalter diejenigen Geistlichen, die in einer speziellen Kirche in Lohn und Brot standen, aber auch die Armen, die von derselben Kirche regelmäßig unterstützt wurden, und schließlich auch die Abfolge der Gottesdienste, die man dort Woche für Woche hielt. Matricula heißt eigentlich nichts anderes als: öffentliche Liste. Auch die mittelalterlichen Universitäten trugen jeden neuen Studierenden in ein Verzeichnis ein, notierten Namen und landsmannschaftliche Herkunft in dicken Büchern, die heute von klugen Historikern kritisch ediert werden – präziser gesagt: Es trug sich jeder Student selbst mit Namen und Herkunftsangabe in das Matrikelbuch ein, eine einzigartige Quelle nicht nur für die Universitätsgeschichte unseres Landes. Selbstverständlich führte auch die Humboldt-Universität seit ihrer Gründung 1810 solche Matrikelbücher und hat sie erst kurz vor der Wende in den achtziger Jahren zugunsten der elektronischen Datenverarbeitung endgültig eingestellt.

Immatrikulation, wörtlich also die Einschreibung in die Matrikel, in die öffentliche Liste der Studierenden dieser Universität, feiern wir trotzdem noch und keineswegs deswegen, weil man schlicht vergessen hat, diesen alten Zopf abzuschneiden – wer ein wenig die deutschen Universitätsreformen des zwanzigsten Jahrhunderts verfolgt, weiß, daß da eigentlich nur sehr wenige Menschen Bedenken trugen, alte Zöpfe und was man dafür hielt radikal abzuschneiden, nicht immer zum Vorteil der Institution. Immatrikulationsfeiern gibt es nach wie vor, weil Immatrikulieren eben nicht nur bedeutete, Namen und Herkunft auf ein Blatt Papier zu schreiben. Die Tatsache, daß bis auf den heutigen Tag jedem Studierenden eine Nummer zugeordnet wird, die theoretisch von der Gründung der Universität an zählt, macht deutlich, daß er oder sie – und eben auch Sie, liebe Neuimmatrikulierte, in eine Gemeinschaft aufgenommen worden sind, die wir nicht konstituiert haben und die auch nicht aufhört, wenn wir diese Universität verlassen haben. Die Gründerväter unserer Universität haben sie die »Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden« genannt, und ungeachtet aller Unterschiede zwischen Lehrenden und Studierenden, Unterschieden von Alter und Kenntnissen gilt für uns alle, was Wilhelm von Humboldt mit sehr bekannten, aber nicht ganz einfach zu interpretierenden Worten so formuliert hat: Wissenschaft ist »etwas noch nicht ganz Gefun-

denes und nie ganz Auffindbares«, meint: Wir alle bemühen uns um etwas, das wir nur partiell erkannt haben und ungeachtet aller Anstrengung auch nur partiell erkennen werden. Wenn sich ein Professor mit den Worten vorstellt, daß er nunmehr im vierzigsten Semester studiert, ist das weniger ein geistreicher Scherz als vielmehr eine nüchterne Beschreibung der Lage – er weiß vermutlich in Prozentzahlen ausgedrückt auch nicht sehr viel mehr als Sie zu Beginn Ihres Studiums, im Gegenteil: einem guten Wissenschaftler und einer guten Wissenschaftlerin werden jeden Tag neue dramatische Kenntnislücken deutlich. Jede wissenschaftliche Einsicht verweist in dem Augenblick, in dem sie gemacht wird, auf neue Lücken. Sich bereits am Anfang eines Studiums darauf zu besinnen, daß wir alle einem noch nicht ganz Gefundenen hinterherjagen und es auch nie ganz auffinden werden, tröstet bei den unvermeidlichen Enttäuschungen im Laufe eines Studiums, fordert aber auch heraus, bei Enttäuschungen nicht aufzugeben: Enttäuschung ist bekanntlich das Ende einer Täuschung. Und ausgerechnet von deutschen Idealisten zu lernen, daß Einheit und Ganzheit in der Wissenschaft zwar angestrebt, aber unter irdischen Bedingungen nie erreicht wird, ist ein passabler Schutz vor den ideologischen Letztgeltungsansprüchen rechter wie linker Provenienz, die das Angesicht der deutschen Universität im zwanzigsten Jahrhundert entstellt haben, natürlich und vielleicht gerade auch das Angesicht dieser Universität: Die Bücher brannten auf dem Bebelplatz 1933 im Anschluß an die Antrittsvorlesung eines Pädagogen hier im Hause.

Liebe Neuimmatrikulierte, Sie beginnen Ihr Studium in aufregenden Zeiten. Große Fragen, die die Wissenschaft seit alters her beschäftigen – wie beispielsweise die Frage nach der Freiheit, mit der wir uns für oder gegen etwas entscheiden, werden mit ganz neuen wissenschaftlichen Paradigmen erforscht. Die Folgen für die klassischen Disziplinen, in denen es um Entscheidungen geht – die Wirtschafts-, Sozial- und Rechtswissenschaften, aber auch die Philosophie oder die Theologie – sind dramatisch. Müssen wir von den Neurologen lernen, daß unser Gefühl, frei zu entscheiden, eine besonders leistungsfähige Fiktion unseres Gehirns ist? Ist unser Modell vom homo oeconomicus, der sich aufgrund von rational choice für ein bestimmtes Produkt entscheidet und ge-

gen ein anders, ebenfalls eine reine Behauptung über Wirklichkeit? Oder sind vielmehr, wie heute morgen in einer Zeitung zu lesen stand, »manche neuen Ergebnisse der Hirnforschung in Wirklichkeit nur aufgemöbelte alte Hüte der Psychologie« oder welcher Wissenschaft auch immer? Darf ein Mensch, der in seinen Entscheidungen nicht frei ist, überhaupt für bestimmte Entscheidungen bestraft werden und wenn ja, mit welcher Begründung? Wie auch immer solche spannenden, die Fundamente der klassischen Disziplinen berührenden Kontroversen weiter verlaufen (gelöst werden sie auf absehbare Zeit sicher nicht), sie werden das Studium verändern, die Studien- und Examensordnungen, das Curriculum der Fächer in einem weiteren Sinne, die Fächer und Disziplinen selbst. Wir eröffnen in diesem Semester beispielsweise ein Institut für integrative Lebenswissenschaften, in dem aus Geistes- und Naturwissenschaften ein Hybrid, eine neue Interdisziplinarität auf der Basis von strikter Disziplinarität geformt wird. Alle diese Fragen sind der Humboldt-Universität keineswegs durch einen Exzellenzwettbewerb von außen vorgegeben, sondern stehen nicht zuletzt in Ihrem Interesse – im Interesse der exzellenten Ausbildung begabter Studierender – auf der Agenda dieser Universität, auf unser aller Agenda, weil niemandem damit gedient ist, wenn wir die klassische Formel der »Einheit von Forschung und Lehre« wie eine Monstranz vor uns hertragen, aber in Wahrheit im einen wie im anderen klassischen Betätigungsfeld längst kalter Kaffee ausgeschenkt wird – ich jedenfalls möchte die Einheit von kaltem und lauwarmem Kaffee nicht sehr gern trinken.

Wie wir im Vorfeld unseres zweihundertjährigen Jubiläums die klassischen Ideen einer Humboldt-Universität in das einundzwanzigste Jahrhundert übersetzen, wird während Ihres Studiums immer wieder diskutiert werden, an verschiedensten Stellen, auf verschiedensten Ebenen. Es muß ebenso engagiert wie sensibel diskutiert werden, überhastete Bildungsreformen entsprechen zwar vielleicht einer schlechten deutschen Tradition, sind aber eigentlich nicht Stil der Humboldt-Universität. Daher freut es mich besonders, einen ebenso engagierten wie sensiblen Bildungsreformer als unseren heutigen Festredner begrüßen zu dürfen – Sie waren, lieber Herr Biedenkopf, nicht nur Ministerpräsident Sachsens, was vermutlich viele wissen, sondern auch in den unruhi-

gen Jahren 1967 bis 1969 Rektor der Ruhr-Universität Bochum und zuvor unter anderem Student der Rechtswissenschaften an der Georgetown University zu Zeiten, als ein Auslandsstudium alles andere als selbstverständlich war. Sie sind, wenn ich recht sehe, in allen Ämtern immer auch ein Bildungsreformer geblieben, mit langem Atem und an sehr unterschiedlichen Baustellen dieses Landes, aber stets mit höchst anregenden und ein gutes Stück unkonventionellen Ideen zur Sache. Daß Sie, lieber Herr Biedenkopf, auch im politischen Amte nie ganz von der Wissenschaft gelassen haben, machen nicht nur vier Ehrendoktoren deutlich, sondern auch diverse Artikel und Monographien zu sozialpolitischen Themen. Wenn Sie in einem neuen Buch die Frage stellen (und zu beantworten versuchen), warum »wir als Volk so unsicher und so ängstlich geworden sind, obwohl unser Lebensstandard noch nie so hoch und unsere Möglichkeiten noch nie so zahlreich waren wie heute«, dann muß man nicht lange überlegen, um zu erkennen, daß die Universitäten dieses Landes selbstverständlich auch einen Teil dieser deutschen Misere bilden (man muß ja nur einmal eine rumänische oder afrikanische Universität von innen gesehen haben) und zugleich im Besonderen dazu aufgerufen sind, an der Therapie mitzuwirken. Sie schrieben mir: »Welche Bedeutung all dies für die jungen Leute haben wird, die sich anschicken, an der Humboldt-Universität zu studieren, diese Frage vor allem möchte ich in meinen Ausführungen behandeln.« Schon deswegen meine ich, in aller Namen zu sprechen, wenn ich sage, daß wir uns auf Ihren Vortrag schon sehr freuen.

VERABSCHIEDUNG VON HANS JÜRGEN PRÖMEL

Es gibt, wie Sie wohl wissen, höchst ambivalente Momente im Leben eines deutschen Professors. Der vielleicht ambivalenteste ist jener, wenn ein Nachwuchswissenschaftler, der am Lehrstuhl ausgebildet wurde und dort lange geforscht hat, in die große weite Welt zieht, um nun selbst Nachwuchs auszubilden. Dann ist man sehr traurig darüber, daß ein bewährtes Mitglied eines Teams von dannen zieht, und freut sich zugleich sehr darüber, daß er nun flügge geworden ist und in die große weite Welt zieht. Selbstverständlich werde ich, lieber Herr Prömel, den älteren und erfahreneren Kollegen nicht als Nachwuchswissenschaftler bezeichnen (das bin ich dann noch eher als Sie), aber mit dem Stichwort »Nachwuchs« liegen wir schon ganz richtig, und die Gefühlslage nicht nur des Präsidiums habe ich wohl treffend beschrieben: das berühmte lachende, aber auch das weinende Auge. Denn zusätzlich zu den klassischen Aufgaben eines Vizepräsidenten für Forschung haben Sie sich insbesondere den Nachwuchs angelegen sein lassen, die Einführung der Juniorprofessuren, die Reform des Promotionsstudiums und die Etablierung der Humboldt Graduate School mit großer Energie betrieben – wer je einmal unsere Juniorprofessorinnen und -professoren um Sie geschart sah, ahnt, wie sehr diese verheißungsvollen Nachwuchswissenschaftler unserer Universität Sie als ihren persönlichen Mentor und Ratgeber empfunden haben. Auch mein Amt, das Präsidentenamt, haben Sie in schwierigen Zeiten hoch engagiert und mit respektablen Ergebnissen zusätzlich zu dem Amt eines Vizepräsidenten für Forschung – und Nachwuchs, wie man eigentlich sagen müßte, verwaltet. Und wenn man dann noch weiß, daß Sie zur selben Zeit noch Sprecher der DFG-Forschergruppe Algorithmen, Struktur und Zufall, Mitglied des Präsidiums der Deutschen Mathematiker-Vereinigung und Mitglied des wissenschaftlichen Rates des DFG-Forschungszentrums Matheon waren, dann ahnt man, was für Zeit und Kraft Ihres Lebens an diese Universität und deren Projekte gegangen ist – liebe Frau Prömel, herzlichen Dank, daß Sie das zugelassen haben. Besonders verschmitzt haben Sie immer dann gelächelt, wenn Sie im Präsidium eine groteske mathematische Fehlkalkulation beispielsweise über



Studierendenzahlen richtig stellen konnten, die irgend jemand schlampig erarbeitet hatte, oder sonst irgendeine Ihrer ziselierten, höchst präzisen Überlegungen vorgetragen haben. Nicht nur dieses verschmitzte Lächeln des Kollegen, der davon überzeugt ist, daß Präzision und Handwerk allemal am weitesten bringen, werden wir vermissen und gönnen den Darmstädtern ihren neuen Präsidenten zunehmend neidloser, wenn auch keineswegs vollkommen neidlos. Ich stelle, lieber Herr Prömel, namens der Humboldt-Universität zu Berlin fest: Sie haben sich um diese Universität verdient gemacht.

60. JUBILÄUM DER EVANGELISCHEN AKADEMIEN

Ein Plädoyer für ein neues Zusammenspiel von Wirtschaftssystem, Sozialsystem und Bildungssystem soll ich halten. Das Wort »Plädoyer« stammt aus dem französischen Strafrecht und bezeichnet die zusammenfassende Schlußrede des Staatsanwaltes und des Verteidigers – vor dem letzten Wort des Angeklagten soll der Sachverhalt der Hauptverhandlung dargestellt und unter rechtlichen Gesichtspunkten bewertet werden, vor allem aber ein Vorschlag für Strafzumessung oder Freispruch gemacht werden. Wofür ich zu plädieren habe, sagt das Tagungsprogramm und formuliert eine wenig kontroverse Forderung, die kaum eines Verteidigers bedarf – es kommt also hier weniger auf vollmundige Worte zugunsten eines neuen Zusammenspiels an, sondern auf konkrete Vorschläge für ein neues Zusammenspiel.

Die Humboldtsche Universität – der sich grosso modo bislang jedenfalls nahezu alle deutschen Universitäten verpflichtet fühlten, auch wenn gelegentlich ihr Tod oder allmähliches Dahinsiechen beklagt wird – war als ein Zusammenspiel von Wirtschafts-, Sozial- und Bildungssystem ausgelegt, gleichsam als idealer Kompromiß, als *via media*, als Mittelweg: Es sollte Exzellenz auf höchstem Niveau produziert werden und zugleich doch auch die breite Masse der Gesellschaft gefördert werden, es sollte ein Gesamtplan der Bildung – vom Gymnasium bis zum lebenslangen Lernen – etabliert werden und doch in der Universität eine gewisse Eigengesetzlichkeit gesichert sein (»Einsamkeit und Freiheit«), es sollte das zweckfreie Studium beispielsweise der Byzantinistik kombiniert werden mit der ganz direkten Berufsausbildung von Ärzten, Lehrern, Pfarrern und Richtern. Und dies alles auf der finanziellen Basis einer Stiftung, also weitgehend unabhängig vom Staat. So hat man sich das vor zweihundert Jahren gedacht – und natürlich hat die Humboldtsche Universität diesen Kompromiß, wie in Deutschland allgemein üblich, doch kaum realisiert und ist – metaphorisch gesprochen – immer wieder links oder rechts vom Pferd heruntergefallen: Durch unkontrollierte Hereinnahme von Massen in die Hochschulen oder ein abgehobenes Elitekonzept auf Kosten der Breite, durch völlige Entkoppelung von Gymnasium und Hochschule oder reine Verzwek-

kung der Hochschule in irgendwelchen Bildungsgesamtkonzepten, durch vollständige Verschulung der Hochschule oder durch brüske Zurückweisung des berufsbildenden Aspektes. Es wird Sie vielleicht wundern, wenn meine konkreten Vorschläge für ein neues Zusammenspiel von Wirtschaftssystem, Sozialsystem und Bildungssystem nicht bei der Gesellschaft, der Wirtschaft oder dem Sozialsystem ansetzen, sondern bei der Humboldtschen Universität – die mit dem gleichen Recht, das darf man in unserem Kreise sagen, auch eine Schleiermachersche Universität genannt werden darf, denn Humboldt schrieb in seine ebenso knappen wie prägnanten Gutachten auch viel von dem, was Konsens einer Gruppe von Reformern war, in der Schleiermacher eine zentrale Rolle spielte. Nur wenn wir jenseits aller wohlfeilen Lippenbekenntnisse zum Humboldtschen Universitätsideal, gern als Monstranz vorangetragen (»Einheit von Lehre und Forschung«) die *via media* bewahren, sind wir überhaupt für ein neues, oder besser: erneuertes Zusammenspiel von Bildungssystem, Wirtschaftssystem und Sozialsystem gute Partner, kümmern uns genügend um die Voraussetzungen, gehen verschiedene Schritte auf die anderen zu.

Dann erst können Erwartungen der Universität an die anderen Partner im großen Spiel – Bildung als, wie ein Bundespräsident formulierte, Megathema – formuliert werden. Das Beispiel der ESMT, der European School of Management and Technology, auf dem Schloßplatz, die von der deutschen Wirtschaft und ihren herausragenden Firmen getragen wird, zeigt, daß wir von einer wirklich unproblematischen, starken, finanziell ausweisbaren Verantwortung der Wirtschaft für die Bildung noch weit entfernt sind. Der neue Aufbruch zur Exzellenz im deutschen Bildungssystem kann vom Staat allein nicht gestemmt werden, der Staat kann vor allem die Nachhaltigkeit dieses Aufbruchs nicht garantieren – wenn, wie Humboldt einst vorsah, die nach ihm genannte Universität eine Stiftungsuniversität werden soll, und dies mit mehr als nominellem Kapital (ich denke an die Vergleichsbeispiele in Göttingen und Frankfurt), dann ist hier ein stärkeres Engagement notwendig, aber auch auf Seiten der





Universitäten und Bildungseinrichtungen der Abbau traditioneller Feindbilder gegenüber einem Unternehmer, der seine Verantwortung übernimmt, einem Unternehmen, das seine Verantwortung wahrnimmt.

Schwieriger ist es, analoge Forderungen für das Sozialsystem zu formulieren. Ich könnte sehr konkret darauf hinweisen, daß jede Diskussion über Studiengebühren immer auch eine Diskussion über das Stipendiensystem eines Landes, eines Bundeslandes und einer Universität ist und wir hier sehr dem hinterherhinken, was anderswo längst oder schon immer selbstverständlich ist und alles dies auch nicht besser wird, wenn wir die altbekannten Diskussionen und Argumente stets und immer nur wiederholen. Sicher ist, daß beim Umbau unserer Sozialsysteme, der gegenwärtig ansteht, darauf geachtet werden muß, daß die großen Ungleichheiten im deutschen Bildungssystem, die trotz aller Initiativen seit 1968 deplorabel geringen Chancen von Migranten- und Unterschichtkindern nicht weiter verschlechtert werden, sondern – just the opposite – endlich einmal durchgreifend verbessert werden. Ich habe vor einiger Zeit energisch auch für die fachspezifische Studienzulassung von berufserfahrenen Begabten ohne Abitur an den Universitäten geworben (entsprechende gesetzliche Vorschriften gibt es in nahezu allen Bundesländern), freilich kann ein solcher Mensch dann und nur dann seinen Arbeitsplatz mit einem Studienplatz an einer Universität vertauschen, wenn er dieses Abenteuer des Studiums auch finanzieren kann – und hierin liegt ein bekannt großes Problem. Wichtig wäre also, daß die beiden Diskurse – der über eine Erhöhung der Chancengleichheit im Bildungssystem, die nun unabhängig vom jeweiligen politischen Hintergrund auf der Agenda aller Parteien und Richtungen steht, und der über eine Modernisierung unseres Sozialsystems – nicht unabhängig voneinander oder gar zum Schaden unseres im internationalen und europäischen Vergleich durchaus reformbedürftigen Bildungssystems geführt werden.

Nun spricht ein Theologe, und er spricht zum Jubiläum der Evangelischen Akademien in Deutschland. Und deswegen ist es nicht nur eine *captatio benevolentiae* für einen unverzichtbaren Ort geistigen Austauschs – denn Akademien sind, um Wolf Lepenies zu zitieren, geistige Tauschplätze, sind Marktplätze

des Diskurses –, wenn ich am Schluß meiner Erwartung Ausdruck verleihe, daß die notwendigen Gespräche, das Werben für ein neues, erneuertes Zusammenspiel der Akteure unter den Dächern von Bad Boll und Meißen, von Herrenalb und Berlin, von Hofgeismar und den anderen geistigen Tauschplätzen stattfinden müssen, aber auch stattfinden können. Hier erhoffe ich mir viel von Ihnen – aber hohe Erwartungen sind ja vielleicht der schönste, aber auch anspruchsvollste Geburtstagsglückwunsch, den man jemandem machen kann.

18. JUBILÄUM DER »UNAUFGEFORDERT«

Zum Jubiläum einer Zeitschrift, deren Gegenstand man schon war und mutmaßlich auch noch eine Zeitlang sein wird, ein Grußwort zu sprechen, ist heikel. Lobt man, ist zu befürchten, daß man gutes Wetter für günstige Berichterstattung machen will, kritisiert man mehr oder weniger verhalten, gilt man mit Recht als Mimose, die nicht verträgt, was eigentlich des Amtes wäre, nämlich Kritik zu vertragen, ja zu beherrigen. Außerdem bin ich felsenfest davon überzeugt, daß eine objektive Einschätzung der eigenen Wirkung dem, der da wirkt, auf Erden nun einmal nicht vergönnt ist. Also muß der, über den berichtet wird, mindestens in der Öffentlichkeit über die Berichterstattung schweigen, müßte eigentlich schweigen. Allein: Ein Grußwort, das im Wesentlichen aus mehr oder weniger eloquentem Schweigen besteht, erfreut nur eine mäßig geringe Schar von Intellektuellen – »Geist-Menschen«, wie manche in Berlin sagen. Wenn reden nicht geht und schweigen schon gar nicht, muß, wie ich schon beim Vorgespräch mit der klugen Redaktion ankündigte, im präsidialen Grußwort ein anderer Zugang gewählt werden.

Zugänge sind in meinem Amte eigentlich rasch zur Hand. Unmittelbar nach unserem Vorgespräch zu dieser Veranstaltung las ich die »Humboldt. Zeitung der Alma Mater Berolinensis«, etwas weniger vornehm: die Hauspostille, nicht des Präsidenten, aber der Universität für die Universität. Ausgabe 2, zweiundfünfzigster Jahrgang, 8. November 2007, Seite 8. Eben dort orientiert ein, wie der presserechtlich letztendlich Verantwortliche ehrlich zugeben muß, beschämend knapper Artikel über das Jubiläum der »Unaufgefordert«. Er trägt die Überschrift »Endlich volljährig« und ist mit einem netten – wie der Theologe deuten würde – Engelchen bebildert, das einen ziemlich großen Geschenkkarton überreicht, mutmaßlich zweiundfünfzig Jahrgänge der Zeitschrift Humboldt samt Vorläufern. Als ich diese Notiz sah, war mir deutlich, worüber ich wie zu sprechen hatte. Über das Volljährigwerden. Das hat bekanntlich allerlei Implikationen. Einer fiel mir sofort aus eigener Erinnerung an längst vergangene Tage ein: Die Unaufgefordert darf jetzt in der Öffentlichkeit Bier trinken. Strafmündig ist sie dagegen schon seit einer Weile – seit 2003 – und hat hoffentlich in den vergangenen vier Jahren nicht allzuviel Justiziales auf das

eigene Kerbholz gebracht; ebenso religionsmündig: die Unaufgefordert könnte also kollektiv zum Islam übertreten, katholisch werden oder – das wird Sie nicht verwundern, wäre mir am liebsten – norddeutsch-protestantisch werden, also etwas, das die Berliner Republik in toto offenkundig nicht geworden ist, obwohl das vor achtzehn Jahren der eine und die andere vermuteten. Aber Volljährigkeit hat natürlich weitere Implikationen als die Chance, öffentlich Bier trinken zu können: Theoretisch dürfte die Unaufgefordert jetzt auch einen Waffenschein erwerben, um sich gegen mögliche Angriffe organisierter Vertreter der Studierendenschaft und der Universitätsleitung zur Wehr zu setzen.

Nun habe ich mich vor einiger Zeit dafür ausgesprochen, daß es zur wissenschaftlichen Kultur einer Universität gehört, Zitate namentlich kundig zu machen – übrigens auch, wie ich aus aktuellem Anlasse anfügen möchte, es sich gehört, in Zeitungen als Wissenschaftler den eigenen Namen zu nennen und sich nicht hinter der Maske eines Menschen, der seinen Namen nicht nennen wollte, zu verstecken – solches Gebaren sollten die Wissenschaftler doch den Politikern überlassen, wo eine solche Form der Anonymisierung vielleicht notwendig ist, um Plätze auf Landeslisten und Abgeordnetendiäten zu sichern. Um also an dieser Stelle nicht hinter selbstgesetzte Standards zurückzufallen, muß ich nun ehrlicherweise eingestehen, daß mir der Ansatz bei der Volljährigkeit und die Idee, über Biertrinken in der Öffentlichkeit zu sprechen, exakt am 11. November durchkreuzt wurde – jenem Tag, an dem der kluge Kolumnist Harald Martenstein zum Jahrestag des Mauerfalls eine ebenso kluge wie humorige Kolumne in einer Zeitung veröffentlichte, die jedenfalls nicht der Hofberichterstattung über die Humboldt-Universität verdächtig ist. Martenstein überschrieb seine Bemerkungen zur Volljährigkeit des wiedervereinigten Landes mit dem schönen Satz »Deutschland darf alles«. Martenstein hatte aber nicht nur eine gute Titelzeile, sondern noch viel bessere Einfälle, als ich sie im Kopf hatte, weil seine Bemerkungen zur Volljährigkeit nicht nur rückwärtsgerichtet daherkommen, wie es Historikereigenart ist, und zu dieser Zunft gehöre ich nun einmal. Martenstein wies darauf hin, daß mit zunehmendem Alter die Fülle der Vollmachten und Rechte steige – am 9. November 2014 dürfe Deutsch-

land endlich andere Länder adoptieren, und er plädierte für die Bahamas. Die Kolumne schloß mit der Ankündigung einer Schlagzeile für den 9. November 2044: »Deutschland geht in Altersteilzeit«. Wie diese Einsichten auf die Unaufgefordert umgeschriebenen gehören, können Sie sich ohne Mühe ausrechnen, so daß ich nun – freilich leicht bekümmert – auch diesen Ansatz meiner Bemerkungen verwerfen muß.

Also suchte ich nach einem neuen Ansatz. Und blätterte in alten Heften. »Meyer verliert die Fassung« (Februar 1999, S. 4). Und: »Schließlich hat Mlynek nicht nur Befürworter« (November 2004, S. 7) – exakt, liebe Freunde und Macher der Zeitschrift »Unaufgefordert«, dies ist es wahrscheinlich, womit man ein Grußwort zum Jubiläum Ihrer Zeitschrift bestreiten kann: Nichts Neues unter der Sonne. 18 Jahre Studieren in ..., von Bangkok bis Breslau. Immer dieselben Streitereien und Konflikte und immer wieder dieselben Aufbrüche und Einfälle. Und doch: Immer wieder alles neu. Exzellenz perdü und Marksches verliert die Fassung. Oder anders formuliert: Einiges bleibt gleich und anderes verändert sich. Ganz trivial. Hier im Hause wird über solche Trivialität geforscht, in einem Sonderforschungsbereich unter dem Titel »Transformationen der Antike«. Solches könnte auch über Ihrem Jubiläum stehen: Transformationen. Die begleiten Sie, die beschreiben Sie, die ironisieren Sie. Vor allem Letzteres gefällt mir – um doch für einen Moment aus der Rolle zu fallen – besonders gut. Denn um den Humor ist es in Deutschlands Universitäten nicht besonders gut bestellt. Also wünsche ich Ihnen vor allem Humor für die nächsten Schritte der »Unaufgefordert«.

ERÖFFNUNG DES BERLINER SYMPOSIUMS »GEISTESWISSENSCHAFTEN UND QUALITÄTSSTANDARDS«

»Unter Qualität verstehe ich das, aufgrund dessen etwas irgendwie beschaffen genannt wird. Qualität gehört aber zu dem, wovon auf vielfache Art gesprochen wird.« (Aristoteles, cat. 8 b 25) – Einem Altertumswissenschaftler wird hoffentlich verziehen, wenn er seine Überlegungen zum Thema nicht bei irgendeiner der einschlägigen gegenwärtigen Qualitätsdebatten beginnt, sondern beim Begriff »Qualität« und einem antiken Philosophen, der ausführlicher über diesen Begriff nachgedacht hat – bei Aristoteles. Denn ungeachtet aller Wandlungen im allgemeinen wie fachterminologischen Verständnis jenes Begriffs beschreibt der antike griechische Philosoph Problemzusammenhänge, die bis auf den heutigen Tag von Bedeutung sind, wenn man sich anschickt, über Qualitätsstandards nachzudenken. In der Kategorienschrift des Aristoteles heißt es zu Beginn des einschlägigen Abschnittes lapidar: »Qualität gehört aber zu dem, wovon auf vielfache Art gesprochen wird.« (ésti dè he poiótes tón pleonachós legoménon: cat. 8 b 25). Aristoteles versucht aufgrund solcher Bedeutungsdiversität des Begriffs in der Kategorienschrift eine – wie man selbst als gutwilliger Leser zugeben muß – etwas hilflose und wenig konzise Ordnung der vielfältigen Bedeutungshinsichten des Begriffs »Qualität« und unterscheidet vier Typen von Qualität, die teilweise als Gegensatzpaare entfaltet werden: Qualität kann erstens eine dauerhafte Haltung oder ein zeitlich eng begrenzter Zustand sein, kann zweitens eine ererbte Veranlagung oder ein erworbenes Talent sein, drittens eine irgendwie beschaffene Eigenschaft, die bei anderen sinnliche Reaktionen auslöst, páthe, Affekte wie Angst oder Freude, und schließlich viertens eine bloße äußere Gestalt (morphé oder schéma). Auch wenn diese Typisierung arg konstruiert wirkt und die Abgrenzungen der Typen gegeneinander künstlich bleiben, macht sie doch zum einen darauf aufmerksam, daß Qualität offenkundig nichts Statisches ist, das, einmal vorhanden, auch in Ewigkeit bleibt, sondern sich Qualität gelegentlich als Zustand plötzlich einstellen und auch wieder verschwinden kann, unverfügbar und kontingent bleiben kann. Zum anderen erinnert Aristoteles daran, daß bestimmte Qualitäten gelernt und gelehrt werden können, andere dagegen überhaupt nicht, zum dritten wird deutlich, daß Qualität nicht nur die Eigenschaft von irgend etwas ist, sondern affektuelle Wirkungen auslöst: Stolz, Angst, Neid und

so weiter. Zum vierten wird aus der Kategorienlehre des Aristoteles deutlich, daß Qualität vollkommen äußerlich bleiben kann, schärfer: ein schöner Schein, ohne jede Tiefe.

Das Verständnis des Begriffs »Qualität« hat sich sehr gewandelt seit diesen ersten Versuchen zu präziser Bestimmung. Ein einziges Beispiel: Die gültige Norm zum Qualitätsmanagement, DIN EN ISO 9000:2005, bestimmt Qualität als denjenigen »Grad, in dem ein Satz inhärenter Merkmale Anforderungen erfüllt«, und ist damit vom umgangssprachlichen Wertungscharakter des Begriffs mehr als beeinflusst, der bei Aristoteles allenfalls im Hintergrund steht. Man kann sich also fragen, ob der wertungsfreie antike Begriff von Qualität und der Wertung implizierende Begriff der Moderne überhaupt mehr als eine reine Äquivokation zweier Termini darstellen, die durch eine gemeinsame Begriffsgeschichte historisch verbunden sind. Wie dem auch sei: Die Kategorisierungen eines antiken Philosophen führen pfeilgerade auf Probleme, die die Anwendung eines – so jedenfalls der Eindruck des Laien – ziemlich umfangreich gewordenen wissenschaftlichen Qualitätsdiskurses auf die Universität und insbesondere auf die Geisteswissenschaften macht. Solche Anwendungsprobleme erschöpfen sich ja nicht im oft verhandelten Problem der Meßbarkeit von Qualität in den Geisteswissenschaften. Vielmehr können die vier Problemkreise, auf die die vier Typen des Aristoteles führen, auf nahezu allen Ebenen einer Universität und in nahezu allen ihren Bereichen entfaltet werden: Wenn Qualität offenkundig nichts Statisches ist, fragt sich, wie beispielsweise eine Universitätsleitung trotzdem Dauerhaftigkeit sichern kann oder wie ein Nachwuchswissenschaftler unter solchen Bedingungen flüchtiger Qualität seine Ausbildung gestalten sollte. Wenn bestimmte Qualitäten gelernt und gelehrt werden können, fragt sich, wie man Studierende und akademisches Lehrpersonal an Qualitätsstandards beispielsweise auf dem Feld geistigen Eigentums gewöhnen kann. Wenn Qualität auch sehr ambivalente affektuelle Wirkungen wie Stolz, Angst, Neid auslöst, fragt sich, wer dies wie vermeiden helfen kann. Und schließlich wissen wir ja alle, daß Qualität vollkommen äußerlich bleiben kann – hier in Berlin wurde das jüngst im Rahmen einer öffentlichen Auseinander-

setzung über eine Berufsungsliste klassisch formuliert und war in vielen Zeitungen nachzulesen: »Da zählt man einfach mal die Publikationen, dafür muß man kein Fachwissenschaftler sein«.

»Qualität«, so zitierten wir Aristoteles, »gehört aber zu dem, wovon auf vielfache Art (pleonachós) gesprochen wird«. Aus solcher Bedeutungsdiversität folgt die Aufgabe, vor allem und zunächst zu präzisieren, was mit ein und demselben Ausdruck eigentlich gemeint sein soll: »What the hell is quality?«. Fragt man aber so, dann fällt mir jedenfalls sofort ein anderer antiker Denker ein, der auf die Frage nach der Bedeutung eines zentralen Phänomens die klassische Antwort gab: »Wenn mich niemand danach fragt, weiß ich es; will ich es einem Fragenden erklären, weiß ich es nicht«. Was Augustinus in seinen »Bekenntnissen« von der Zeit sagt (XI 14,17), gilt mutatis mutandis eben auch für Qualität und betrifft hier wie dort nicht nur ein sprachliches Problem. Die meisten Geisteswissenschaftler haben ein gewisses, häufig sogar ein hohes Qualitätsbewußtsein, könnten aber kaum definieren oder erklären, was eigentlich Qualität ist. Daß eine solche besondere Verquickung von fundamentaler Unklarheit wie basaler Klarheit in Zeiten, da ein unreflektiertes »Höher, Schneller, Weiter« den Takt der Entwicklung deutscher Universitäten anzugeben droht, ein hohes Risiko für die Geisteswissenschaften darstellt, bedarf weniger Worte. Es gilt, dieses Risiko näher zu beschreiben und seine Folgen abzuschätzen.

Nach solchen allgemeinen Vorklärunen können wir nun eine etwas spezifischere Frage in Angriff nehmen: Haben uns Moden die Qualität verdorben? Eigentlich sollte man solche klaren Fragen auch klar mit »Ja« oder »Nein« beantworten. Wer hier aber ohne Umschweife mit »Ja« antwortet, kurz über die geringe Modenresistenz bestimmter deutscher Geisteswissenschaften räsoniert und – formulieren wir einmal polemisch – dagegen den bleibenden Wert basaler geisteswissenschaftlicher Arbeitstechniken wie den der Sammlung und Edition magistraler Quellen setzt, läuft im Diskurs nicht nur dieses Landes Gefahr, als ziemlich schlichter Positivist abgekanzelt zu werden und bar jeden Interesses an wissenschaftlicher Innovation zu sein, ohne Bereitschaft zum Risiko, gerade so, wie die Systemevaluation zweier großer Forschungsorganisationen

im Jahr 1999 unser Wissenschaftsförderungssystem charakterisiert hat¹. Nun muß man ja auf solche Fragen nicht mit ›Ja‹ antworten.

Wer freilich ohne Umschweife mit ›Nein‹ antwortet, hat offenkundig nie wahrgenommen, daß es natürlich deutliche Parallelen zwischen der Modebranche und den deutschen Geisteswissenschaften gibt und also gute und schlechte Moden: Da werden von den großen Designern auf dem Gebiet der Geistes- und Kulturwissenschaften zu den großen Modemessen, die im Frühjahr in Leipzig und im Herbst in Frankfurt stattfinden, neue Kleider auf den Markt geworfen, im bunten Design einer neuen oder schon lange nicht mehr verwendeten Terminologie – und irgendwann landen diese neuen Kleider zwar nicht in den Secondhand-Läden einschlägiger Szeneviertel, aber doch in den Grabbelkisten bestimmter Antiquariate und Bahnhofsbuchhandlungen. So viel ist also aus meiner einleitenden Bemerkung schon deutlich geworden: Für eine schlichte Antwort mit ›Ja‹ oder ›Nein‹ taugt die Frage nicht, weil zu viele Erläuterungen nachgeschoben werden müßten. Anders formuliert: Die Befundlage ist doch ein wenig komplexer, als daß man ganz einfach antworten könnte. Die Frage muß umformuliert werden in »Welche Moden haben uns wo die Qualität verdorben?«, auch wenn natürlich unbestritten ist, daß manche Moden nicht nur die ästhetischen Qualitäten heben.

Bei Beantwortung dieser von mir leicht modifizierten Frage habe ich eine Vorentscheidung getroffen, die ich kurz erläutern muß. Ich habe nämlich beschlossen, als Beispiele von Moden die verschiedenen Wenden – sagen wir vorsichtiger: Wenderhetoriken – in den Geistes- und Kulturwissenschaften zu diskutieren, vor allem das, was bei der Göttinger Kultur- und Literaturwissenschaftlerin Doris Bachmann-Medick (2006: 17) unter der Überschrift *Cultural Turns* zusammengestellt ist und ohne Mühe noch ergänzt werden könnte. Bachmann-Medick behandelt interpretative turn, performative turn, literary

1 Volkswagen-Stiftung (Hg.) (1999), *Forschungsförderung in Deutschland*. Bericht der internationalen Kommission zur Systemevaluation der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Max-Planck-Gesellschaft. Studie im Auftrag der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung. Hannover 1999.

turn, postcolonial turn, spatial turn und iconic turn; ich erwähne aus der jüngsten Diskussion noch den emotional turn. Als Moden kann ich diese verschiedenen Wenderhetoriken der Geistes- und Kulturwissenschaften schon deswegen bezeichnen, weil Bachmann-Medick in ihrer Studie gezeigt hat, daß die genannten turns zwar gern in der einen Meistererzählung eines cultural turn zusammengefaßt werden, aber in Wahrheit ein beständiger Wechsel unterschiedlicher Neuorientierungen die Szenerie charakterisiert, Neuorientierungen, die die Autorin als »experimentell« und nicht-fundamental bezeichnet und so von wirklichen wissenschaftlichen Revolutionen abhebt. Moden aber können per definitionem nicht fundamentale Revolutionen im Sinne einer Dauerhaftigkeit und Ausschließlichkeit sein, haben a priori experimentellen Charakter. Damit ist zugleich auch deutlich, daß der sogenannte linguistic turn unter der Überschrift »Mode« nicht verhandelt werden kann, jedenfalls dann nicht, wenn man die Überzeugung der einschlägigen Protagonisten teilt, hier sei eine »Kopernikanische Wende«, ein fundamentaler »Paradigmenwechsel« von einer ontologisch grundierten Perspektive hin auf die grundsätzliche Berücksichtigung der sprachlichen Dimension von Anschauung wie Denken eingeleitet.

Man kann die Frage, ob die in der Meistererzählung des cultural turn zusammengefassten Moden in bestimmten Bereichen der Geistes- und Kulturwissenschaften die Qualität verdorben haben, sehr grundsätzlich stellen und beantworten. Frau Bachmann-Medick (2006: 9) wirbt mit ihrer »Kartierung der Kulturwissenschaften« für die mit solcher Wenderhetorik thematisierten Neuorientierungen: Dadurch würden Blickrichtungen geändert, disziplinübergreifende Fokussierungen der Forschung etabliert und anregende Untersuchungsperspektiven freigelegt – zweifelsohne kein Verderben der Qualität, sondern vielmehr eine Steigerung, jedenfalls der Potenz nach, um noch einmal Aristoteles zu bemühen. Der Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler (1998: 91), um ein extremes Gegenbeispiel zu nennen, beklagt in einer Streitschrift unter dem Titel »Die Herausforderung der Kulturgeschichte« beispielsweise die Qualität der Arbeiten Foucaults, um die ganze Richtung zu desavouieren: »Wegen der erkenntnistheoretisch abstrusen Prämissen [...], wegen zahlreicher

Mängel seiner Vorstellung von Diskursanalyse, wegen seines undifferenzierten Machtbegriffs, wegen der Verweigerung diskussionsfähiger normativer Auskünfte, wegen der systematischen und historischen Defizite seiner Diagnose der ›Disziplinargesellschaft‹, wegen der endlosen Mängelserie seiner sogenannten empirischen Studien ist Foucault ein intellektuell unredlicher, empirisch absolut unzuverlässiger, kryptonormativistischer ›Rattenfänger‹ für die Postmoderne«. Viel gewonnen ist mit solchen groben Charakterisierungen ganz gewiß nicht, und ihr Unterhaltungswert muß inzwischen auch mäßig genannt werden.

Wenn man unsere modifizierte Frage nach den Folgen von Moden in den Geistes- und Kulturwissenschaften im hier vorgegebenen Rahmen einigermaßen intellektuell redlich beantworten will, kommt nur ein radikal paradigmatischer Zugang in Frage – wollte ich allein die magistralen Veröffentlichungen im Rahmen der diversen von Bachmann-Medick kartographierten Wenden hier aufzählen und bewerten, so müßte man eine vollkommene Entgleisung im Hinblick auf den gebotenen Umfang des Beitrags, argen Dilettantismus oder (um Wehler zu variieren) eben nicht diskussionsfähige normative Auskünfte befürchten. Also wähle ich ein einziges Beispiel aus Bachmann-Medicks Aufzählung kulturwissenschaftlicher Moden, den *iconic turn*. Daß William J.T. Mitchell und Gottfried Boehm gleichzeitig den Anspruch erheben können, Vater des *Terminus iconic* oder *pictorial turn* und in gewisser Weise auch ›Kirchenväter‹ der ganzen Richtung zu sein, Bild nicht als bloße Illustration von Texten zu ›lesen‹, sondern als eigenständiges Medium mit einer ganz besonderen ›Macht‹ zu beschreiben, setze ich als bekannt voraus. Und genauso muß vermutlich nicht erwähnt werden, daß Horst Bredekamp und Hans Belting sich immer wieder bemüht haben, eine solche faktische Autonomisierung des Bildes deutlich vor ihrer theoretischen Entdeckung und Beschreibung im späten zwanzigsten Jahrhundert nachzuweisen – beispielsweise in der politischen Ikonographie bei Thomas Hobbes oder in den Zeichnungen von Charles Darwin, Literatur ist

Legion². Ich möchte vielmehr am Beispiel eines Berliner Projektes, das sich erkennbar den Anregungen des *iconic turn* verdankt, zeigen, welche Chancen für Qualitätssteigerung und welche Gefahren für Qualitätssenkung solche mehr oder weniger modernen (also modeabhängigen) Projekte haben.

Doch zunächst ein paar Bemerkungen zu diesem Berliner Projekt: Horst Bredekamp, Jochen Brüning, Peter Deuffhard, Richard Schröder und ich haben vor reichlich zwei Jahren an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe unter dem Titel »Die Welt als Bild« gegründet. Im Rahmen dieser Arbeitsgruppe fragen wir, welche besonderen Chancen und Gefahren die bildliche Darstellung von Weltvorstellungen, die es bereits in den altorientalischen Kulturen gibt, mit sich bringt und worin präzise die Unterschiede zwischen rein textlich entfalteten Weltvorstellungen und mehrdimensionalen Weltbildern bestehen. Schon begriffsgeschichtlich ist der Ausdruck »Weltbild« mit der Komponente der Anschaulichkeit und der Ordnung eines Ganzen verbunden (*imago mundi* oder *orbis pictus*)³. Wir waren und sind aber davon überzeugt, daß die im Ausdruck »Weltbild« enthaltene Metapher des Sehens mehr als ein historischer Zufall ist und auf eine visuelle oder jedenfalls »quasi-visuelle« Dimension grundlegender Orientierung in der Welt verweist. Wird diese Dimension ernst genommen und in einem Weltbild aktiv oder gar künstlerisch gestaltet, gewinnt die solcher Gestaltung zugrundeliegende Weltvorstellung (oder Weltanschauung) nicht nur im Blick auf ihre Einprägsamkeit und die damit verbundenen Verbreitungsmöglichkeiten. Diese visuellen Dimensionen grundlegender Orientierung in der Welt beschreiben wir in den diversen Publikationen der Arbeitsgruppe präziser⁴. Außerdem wird

2 Jüngst erschien William J. Thomas Mitchell (2008), *Bildtheorie*, hg. und mit einem Nachwort versehen v. Gustav Frank, Frankfurt sowie Reichle, Ingeborg et al. (Hg.) (2007), *Verwandte Bilder. Die Fragen der Bildwissenschaft*, Berlin.

3 Zur Problem- und Begriffsgeschichte vgl. Johannes Zachhuber (2005), »Weltseele«, in: Ritter, Joachim et al. (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 12, Basel, S. 516-521; Horst Thomé (2005), »Weltbild«, ebenda, S. 460-463.

4 Bequem zugänglich auf der Homepage der Arbeitsgruppe unter der Internetadresse: <http://www.bbaw.de/bbaw/Forschung/Forschungsprojekte/Weltbilder/de/Publikationen>.

ein »Atlas der Weltbilder« erstellt, der eine Anzahl maßgeblicher Beispiele von einem babylonischen Weltmodell bis hin zu einem Bild einer Spiralgalaxie aus dem Hubble-Teleskop abbildet und kommentiert (Markschies und Zachhuber 2008: 7-14).

Wir fragten, welche Chancen für Qualitätssteigerung und welche Gefahren der Qualitätssenkung solche in gewisser Weise modeabhängigen Projekte wie eben unsere interdisziplinäre Arbeitsgruppe »Die Welt als Bild« haben. Ich beginne mit den Chancen: Zunächst einmal meinen wir Arbeitsgruppenmitglieder schon, daß die – etwas despektierlich gesprochen, aber ein Nichtkunsthistoriker darf das vielleicht – Mode des iconic turn uns geholfen hat, die Qualität von Forschung zu steigern. Zunächst einmal hat die Mode uns in einem sehr schlichten Sinne geholfen, Kollegen zur Mitarbeit zu gewinnen, Institutionen zur Förderung, größere Verlage zum Interesse an einer ansprechenden Publikation des erwähnten Atlases mit vielen Farbtafeln. Dann hat sie aber auch in einem tieferen Sinne geholfen, auf den Aspekt der Bildlichkeit von Weltbildern besonders zu achten und ihn mit Hilfe der verschiedenen Theorieangebote über die ikonische Form des Wissens präziser zu beschreiben⁵. So machte beispielsweise das Nachdenken der Arbeitsgruppe darüber, warum bildliche Darstellungen von Weltvorstellungen am Ende der frühen Neuzeit zunächst einmal weitgehend verschwinden und erst angesichts des ungeheueren Anwachsens von neuen medialen Techniken heutigentags wieder vermehrt auftreten, sehr deutlich auf die Problematik der fehlenden Abgeschlossenheit und entfallenden Zentrumsorientierung von Weltvorstellungen in der Moderne aufmerksam: Zur räumlichen Entgrenzung der Welt, die in der modernen Standardvorstellung von einem sich beständig ausbreitenden Universum kanonisiert wurde, kam der Verlust an wahrnehmbarer Ordnung in den wissen-

5 Gottfried Boehm (2007), »Ikonisches Wissen. Das Bild als Modell«, in: ders. (2007), *Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens*, Berlin, S. 115-140; Achim Spelten (2008), »Visuelle Aspekte von Modellen«, in: Reichle, Ingeborg et al. (Hg.) (2008), *Visuelle Modelle*, München, S. 41-56.

schaftlichen Weltvorstellungen. Im Universum, wie es die moderne Kosmologie beschreibt, nimmt weder die Sonne noch die Milchstraße, in der sie sich befindet, eine privilegierte oder gar zentrale Stellung ein. Vielmehr läuft spätestens nach dem Übergang von einer Newtonschen zu einer Einsteinschen Kosmologie selbst die Frage nach einer solchen Position buchstäblich ins Leere. »Weltbilder« konnten daher seit dem achtzehnten Jahrhundert die so anders vorgestellte Welt auch nicht mehr so visualisieren, wie dies in mittelalterlichen Kosmosdarstellungen noch möglich war. Erst die Möglichkeiten des Trickfilms und der Computeranimation erlauben es in jüngster Zeit wieder, gegenwärtige Theorien über die ersten Sekunden des Weltalls zu verbildlichen⁶. Von besonderem Interesse waren in den Diskussionen der Arbeitsgruppe auch die Konfliktlagen, d.h. die Infragestellung, Ablösung und Veränderung von Weltbildern. Dabei wurde schnell deutlich, daß im Unterschied zu einer verbreiteten Annahme kein Weltbild einfach grundsätzlich abgelöst wird und verschwindet (z.B. ein »mythologisches« durch ein »wissenschaftliches« Weltbild), sondern sich nur der Ort und die Funktion des Weltbildes ändern – auch für Astrophysiker »geht« die Sonne morgens im Osten »auf« und abends im Westen »unter«. Man kann also beispielsweise nicht in einem schlichten Dual »Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen« (Aaron J. Gurjewitsch, 1972) gegen das »Weltbild der Physik« stellen (Carl Friedrich von Weizsäcker, 1943)⁷.

Natürlich kann am Beispiel der interdisziplinären Arbeitsgruppe »Die Welt als Bild« auch gezeigt werden, welche Gefahren für Qualität solche in gewisser Weise modeabhängigen Projekte haben und welche unter Umständen qualitätssenkende Implikationen mit ihnen verbunden sind. Mir ist die entsprechende Gefahr unseres in gewissem Sinne modebewußten, jedenfalls stark theorielastigen Zugangs zu Bildern schlagartig im Rahmen einer Lehrveran-

6 Günther Hasinger (2007), *Das Schicksal des Universums. Eine Reise vom Anfang zum Ende*, München.

7 Vgl. dazu ausführlicher Christoph Marksches und Klaus Pinkau (2006), »Die eine Welt und die vielen Weltbilder (Akademievorlesung am 22. April 2004)«, in: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. *Berichte und Abhandlungen* 11, Berlin, S. 157-187.

staltung deutlich geworden, die ich mit den Projektmitarbeitern der Gruppe an der Theologischen Fakultät durchführte. Wir interpretierten im Rahmen dieser Lehrveranstaltung die berühmten Photographien, die James Watson und Francis Crick im Labor in Cambridge vor ihrem sehr handgestrickten ersten Modell der Doppelhelix zeigen, und die ebenso sehr skizzenhafte Zeichnung, die Odile Crick, die Ehefrau von Francis Crick, auf der Basis jenes Modells angefertigt hatte, das so instabil war, daß es wenige Wochen später schon wieder auseinandergenommen werden mußte⁸. Und wir philosophierten trefflich auf der Line neuerer bildwissenschaftlicher Theorien über die Verbindung von Bild und gesellschaftlicher Kommunikation und über vieles andere mehr, vergaßen aber das Kerngeschäft der Kunsthistoriker. Wir vergaßen, zunächst einmal zu beschreiben, wie Odile Crick die Zeichnung angefertigt hat (nämlich offenkundig etwas hastig mit einem Kugel- oder Filzschreiber) und wie die beiden sich auf der berühmten Bilderserie inszenierten und postierten. Ein solcher Verlust des für die Disziplin basalen Handwerks, das Verschwinden der disziplintypischen Aufmerksamkeit für elementare Materialität scheint mir aber der fast unvermeidliche Preis einer stark theorielastigen Mode⁹. Diese Gefahr droht übrigens nicht nur Forschungen, die durch den sogenannten *iconic turn* mindestens mit angeregt sind (wie das Beispiel des Berliner Projektes »Die Welt als Bild«), sondern allen stark theorielastigen Zugriffen auf die Wirklichkeit, wie es die meisten von Bachmann-Medick neben dem *iconic turn* in der Meistererzählung vom *cultural turn* subsumierten methodischen Wenden nun einmal sind oder mindestens sein können. Auch hier ist also ein gewisses Maß an Moderesistenz notwendig, um die Basis nicht zu verlieren, den Körper, der die Mode trägt, um im Bild zu bleiben.

Nun habe ich also doch einen Weg der *via media* gewählt, auf eine schwierige Frage zu antworten, und die deutlich unterhaltsamere Einseitigkeit zu ver-

8 Reinhard Wendler (2008), »Das Spiel mit Modellen. Eine methodische Verwandtschaft künstlerischer Werk- und molekularbiologischer Erkenntnisprozesse«, in: Reichle et al., *Visuelle Modelle*, S. 101-116, bes. 101-107 mit Abb. 1.

9 Auf diese Gefahr weist freilich (nicht nur im Rahmen der Berliner Arbeitsgruppe) Horst Bredekamp immer wieder hin.

meiden gesucht. Aber wir sahen: Bereits an einem einzigen, mehr oder weniger beliebigen Beispiel – nämlich einem Forschungsprojekt unter den vielen in diesem Lande geförderten und durchgeführten, der Berliner Arbeitsgruppe »Die Welt als Bild« – läßt sich paradigmatisch demonstrieren, welche Chancen für die Steigerung von Qualität Moden in den Geistes- und Kulturwissenschaften mit sich bringen können, welche Gefahren dem Niveau der Qualität freilich auch drohen, wenn aus der modischen Kleidung Alltagsgewandung wird und das Neue das Alltägliche ersatzlos zu verdrängen droht. Angesichts solcher Beispiele kann man also nur wie der eingangs erwähnte Aristoteles für die *via media* votieren: Wer wünscht sich schon eine wissenschaftliche Welt ohne den Luxus der Moden? Aber wer könnte es umgekehrt ertragen, wenn sie nur aus Moden bestünde? Die saisonalen Neuheiten in der Wissenschaft dürfen ganz gewiß nicht mit permanenter Innovation verwechselt werden. Wirkliche Innovation setzt vielmehr das rechte Gleichgewicht von Modebewußtsein und Moderesistenz voraus¹⁰. Und ein gewisses Interesse für wissenschaftstheoretische und philosophische Debatten, um nicht jeden galiläischen Landpropheten gleich für den Messias Israels zu halten.

- 10 Christoph Marksches (2008), [Diskussionsvotum zu einer Diskussion »Die kreative Universität« unter Leitung von Hubert Markl am 20. April 2007], in: Graevenitz, Gerhard von und Mittelstraß, Jürgen (Hg.), *Kreativität ohne Fesseln. Über das Neue in Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur*, Konstanzer Wissenschaftsforum 1, Konstanz, S. 163-167.

Literatur

Aristoteles (1984), *Kategorien*, übersetzt und erläutert v. Klaus Oehler, *Aristoteles Werke in deutscher Übersetzung Band I, Teil I*, Berlin.

Bachmann-Medick, Doris (2006), *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Geisteswissenschaften*, Reinbek bei Hamburg.

Marksches, Christoph und Zachhuber, Johannes (2008), Einleitung, in: *Die Welt als Bild. Interdisziplinäre Beiträge zur Visualität von Weltbildern*, hg. v. Christoph Marksches und Johannes Zachhuber, *Arbeiten zur Kirchengeschichte 107*, Berlin/New York, S. 7-14.

Wehler, Hans-Ulrich (1998), *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*. München.



REDE VON LUCIANO CANFORA

Ach Aristoteles – wer sich mit Luciano Canfora beschäftigt, beispielsweise als Präsident einer Universität, die die Ehre hat, ihn zu begrüßen, als Ordinarius für ältere Kirchengeschichte, der ergriffen dem Vortrag lauschen wird, – der hat – Ach, Aristoteles –, Gelegenheit, mit Herrn Canfora über das »Ach« nachzudenken. »Ach« kann man ja in sehr verschiedener Weise sagen: »Habe nun, ach« – so begann Bernhard Minetti als Faust unvergeßlich eine Aufführung in der damals noch existierenden Freien Volksbühne. Wer ein Buch »Ach, Aristoteles« überschreibt oder diesen Titel für eine deutsche Übersetzung billigend in Kauf nimmt, der nähert sich seinem Gegenstand auf eine überraschend distanzlose Weise und – das merkt man, wenn man den Aristoteles-Abschnitt liest – hält ihn doch durch die Integration der Rezeptionsgeschichte (hier in Berlin natürlich: der Transformationsgeschichte) unter arabischen Ziffern, die parallel zur Lebensgeschichte in römischen Ziffern laufen, in Distanz: Thomas von Aquin, Kalif al Mamun, Photius und seine Bibliothek – die eine Geschichte läuft zurück, die andere voraus, ein meisterliches Ineinander von Exploration und Rezeption, von Transformation und Enthüllung, die Biographie endet und die Wirkungsgeschichte, besser doch die Transformationsgeschichte läuft voran: Ach, Aristoteles. Wer so erzählt und analysiert, wer so Texte webt, der wendet sich eigentlich gar nicht an das große Publikum, so kunstfertig, wie er da schreibt, und erreicht es doch sofort: Die Fünf von Athen im Kontext einer Zeit und doch in so unterschiedlichen Kontexten und mittendrin der Stagirite: Ach, Aristoteles.

Soviel zu Canfora. Ich schweige nicht, weil ich nur ein Büchlein oder gar nur ein Kapitel eines Büchleins gelesen hätte, von der einschlägigen Thukydides-Lektüre und manchem anderen mehr nichts zu sagen wüßte – aber Herr Schmitzer hat mit wohlgesetzten Worten schon das Notwendige gesagt, er hat es – ach – gesagt, und so belasse ich es bei meiner »Andacht zum Unbedeutenden«, wie das bei Usener heißt, der Hervorhebung eines einzigen auffälligen Zuges, der mich besonders affiziert hat, mich als Vertreter einer Generation, die im Erbe der Bielefelder Schule gelernt hat zu analysieren und das Erzählen von ihren Vorvätern – oder eben von Canfora – erst wieder lernen muß.

Einen schöneren Auftakt einer Reihe »Italien in Berlin« könnte ich mir gar nicht vorstellen, denn mit Canfora zu lernen, uns allen bekannte Texte ohne viel Sekundärliteraturschlachten, die wir Deutschen so lieben, gegen den Strich zu bürsten, in kunstvollen Schleifen dem Ineinander von Konstruktion und Transformation nachzugehen – das ist fast wie ein Weihnachtsgeschenk noch mitten im Advent. Ach, Aristoteles – hättest du nur mehr solche Interpreten; ach, Aristoteles, hätten wir mehr solche Vorträge – und ach Aristoteles, was sind wir über den heutigen Abend glücklich und darüber, daß er eine veritable Reihe eröffnet.

2008

.....

HELMHOLTZ-VORLESUNG VON OLIVER PRIMAVESI

Die wahre Theologie ist Physik. Schreibt nicht Werner Heisenberg in »Der Teil und das Ganze«, schreibt auch nicht Max Planck in einem Gemeindevortrag für die evangelische Grunewaldgemeinde, in der er sich einst mit dem Nachbarn Harnack traf, sagt auch nicht der einschlägig vorgebildete Hausherr, der sich nun um die Profilierung unserer Physik in Adlershof kümmern muß – nein, Sie wissen es alle, wer diesen Satz heute abend in den Mund nimmt, redet von einer philosophischen Grundeinsicht des Vorsokratikers Empedokles aus Agrigent, die uns seit der Entdeckung des Straßburger Papyrus zugänglich geworden ist, redet zugleich auch vom Hermeneutes des Empedokles, der uns dies zugänglich gemacht hat, von Oliver Primavesi.

Einer meiner akademischen Lehrer in Tübingen schwärmte vom – im Bielefelder Jargon gesprochen – sehr langen neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert als dem großen Zeitalter der Textneufunde. Regale wurden allein in meinem eigenen Gebiet, der Kunde der älteren Kirchengeschichte, gefüllt, beispielsweise mit dem antihäretischen Werk des stadtrömischen Theologen Hippolyt, mit den exegetischen Vorlesungen des blinden Didymus und den gnostischen Bibliotheken von Medinet Madi und Nag Hammadi. Mein Lehrer schlug mir immer vor, über dieses Thema einmal einen längeren Aufsatz zu schreiben – ich habe dies nie getan, denn es ist ja furchtbar langweilig, über ein abgeschlossenes Zeitalter von Textneufunden berichten zu müssen, weil keine Textneufunde mehr zu erschließen sind. Aber was sind Hippolyt, Didymus der Blinde und die anonymen Autoren der gnostischen und manichäischen Traktate gegen Seiten aus der antiken Textausgabe eines vorsokratischen Philosophen, was sind die bei Hippolyt überlieferten bekannten und bei Diels-Kranz brav abgedruckten knappen Textausrisse gegen ein Überlieferungsstadium, das noch philologische Korrekturen an der uns erhaltenen, demgegenüber deutlich sekundären Textfassung ermöglicht. Wer nur eine Zeile von Oliver Primavesi gelesen hat, weiß: Exkursionen nach Textneufundland, wie Ernst Ludwig Winacker das einmal genannt hat, sind immer noch möglich; der Aufsatz, der diese Hochzeit der Neuentdeckungen abschließend bilanziert, muß – Gott sei Dank! – noch nicht geschrieben werden, wiewohl man natürlich Aufsätze »Zur Geschichte des Papyruskartells« schreiben kann und es – das bezeuge ich gern – vergnüglich ist, dieselben zu lesen.

Wenn man verstehen will, warum Oliver Primavesi das, was in der Praxis deutscher Altertumswissenschaften so häufig auseinanderfällt, so glücklich kombiniert und so geistreich zusammenhält – Editionsphilologie, textbezogene Kommentierung und Untersuchung übergeordneter Fragen –, dann muß man sich zunächst einmal an Selbstauskünfte halten, die das weltweite Netz bereitstellt. Dort findet sich ein Satz, der im Munde eines 1961 in Offenbach am Main geborenen einstigen Absolventen des hessischen Schulsystems der siebziger Jahre auf den ersten Blick nicht wenig verwundert: »Die einzigen Orte, an denen ich während meiner Schulzeit eine Chance zu kompromißlosem geistigen Training hatte, waren der Mathematik-Leistungskurs und die Klavierstunde am Konservatorium«. Aber vermutlich ist es genau dieser entschlossene Gegenzug gegen Grundprinzipien deutscher Bildungs- und Wissenschaftspolitik, der den Frankfurter Gymnasiasten nicht hat zu einem mittelmäßigen Fliegenbeinzähler werden lassen, zu einem in der Fülle der Parallelen erstickenden Cunctator oder zu einem frei über irgendein Modethema rasonierenden Großvortragsreisenden, sondern eben zu einem, der die *harmonia caelestis* von präziser Editionphilologie, strenger Kommentierung und weitblickender Erschließung wie nur wenige beherrscht. Ich kenne die *laudationes* der diversen Preise und Ehrungen, die Herr Primavesi erhalten hat und an deren Spitze der Leibniz-Preis für das Jahr 2007 steht, nur unvollständig, aber ich vermute doch stark, daß jener entschlossene Gegenzug gegen die Einseitigkeiten der perniziösen Spezialisierung unserer Fächer, der sich im Oeuvre von Primavesi beobachten läßt, dort gebührende, meint: *enkomiastische* Erwähnung gefunden hat.

Stationen auf den Lebenswegen sind rasch erzählt: Handschriftenkunde in Wolfenbüttel bei Harlfinger, Staatsexamen in Heidelberg bei Albrecht Dihle, Promotion und Habilitation in Frankfurt, immer noch ein gutes Stück mit dem Altmeister des Faches an der Seite, und bald darauf das traditionsreiche Ordinariat in München, vorvergangenes Jahr Fellow in der Wallotstraße. Die Durchmusterung des Schriftenverzeichnisses gelingt nicht so rasch. Das Auge bleibt immer wieder hängen: Vom Papyruskartell war schon die Rede. Von Aristoteles und seiner Topik mußte nun die Rede sein. Und von allerlei Studien zu Details im Bereich der Rhetorik, der Grammatik. Aber auch dies: 1979 die Entschei-

dung für das Studium der Latinistik aufgrund einer zufälligen Lektüre des Oberschülers in einer in der Familie bewahrten Ausgabe der Horaz-Oden. 1997 die Frankfurter Probevorlesung im Rahmen des Habilitationsverfahrens über die *ars poetica* des nämlichen Dichters: »Mir wurde bald klar, daß es Präzision und künstlerische Disziplin auch und gerade im Medium der Sprache gibt«, formuliert Primavesi in der erwähnten Selbstauskunft. Wer so von Sprache und Texten redet respektive schreibt, muß sich allerdings auch um die Bilder kümmern, ein angehender Bildwissenschaftler werden und sich mit der Mittlerschaft des Bildes, also mit ihrer Medialität beschäftigen (so eine andere Selbstauskunft).

Die beste Vorstellung ist und bleibt die Selbstvorstellung. Es wäre nicht recht, wenn ich nun fortsetzen würde, Sie vorstellen oder gar – der ich Ihren Empedokles ja noch viel zu sehr über den Hippolyt und seine anderen Exzerptoren wahrnehme – diesen großen Satz »die wahre Theologie ist Physik« zu erläutern suchen wollte; eben das haben Sie ja jetzt vor, und darauf freuen wir uns sehr. Aber ich möchte, bevor ich Ihnen das Wort gebe, Jochen Brüning danken. Wir sehen heute abend am Thema und am Referenten ja nicht nur, welche erfolgreiche Idee die Helmholtz-Vorlesungen darstellen, die Sie mit so viel Mühe und Engagement organisieren, nein, wir sehen, daß die Leitideen, die unser Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik jenseits traditioneller Duale von Natur- und Geisteswissenschaften, Kunst und Technik und wie diese liebgewordenen Paarungen auch immer heißen mögen – daß die Leitideen unseres Helmholtz-Zentrums nun ganz gewiß von der höchsten Exzellenz sind, über die hierzulande so viel geredet wird und unter deren Namen unsere Universitäten und allzumal die unsrige gegenwärtig so kräftig durchgerüttelt wird. Wenn der helle Schein, der von kompromißloser Anstrengung des Geistes ausgeht und in die Finsternisse deutscher Universitäten leuchtet, heute abend auch uns bescheinen wird, dann, lieber Herr Brüning, ist das Ihr Verdienst, und dafür danken wir Ihnen. Lieber Herr Primavesi: Dann leuchten Sie mal oder vielleicht präziser, wie Sie es sagen würden: Dann bringen Sie mal zum Leuchten, was Sie vom dem Staub befreit haben, der mindestens in der Berliner Papyrussammlung noch auf einigen Blechkästen liegt, die wir dem Papyruskartell verdanken.

ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNG »SCIENCE TUNNEL« DER MAX-PLANCK-GESELLSCHAFT

Einen Science Tunnel eröffnen wir heute, den Science Tunnel der Max-Planck-Gesellschaft in der Humboldt-Universität. Daß diese Leistungsschau wissenschaftlicher Fortschritte auf den Gebieten der Biotechnologie, Nanotechnologie, Neuroelektronik und Quantenberechnung einen englischen Titel trägt – Science Tunnel – und nicht mit dem schlichten deutschen Wort »Naturwissenschaftstunnel« beworben wird, hat – wenn ich recht sehe – äußerst nachvollziehbare Gründe, auch wenn das vielleicht nicht jeden kleinkarierten Kämpfer für die deutsche Sprache zufriedenstellt: Das englische Wort »tunnel«, das im Mittenglischen des fünfzehnten Jahrhunderts ein röhrenförmiges Netz zum Rebhühnerfang bezeichnete, ist mit der Tunnelbaukunst im neunzehnten Jahrhundert nach Deutschland gekommen wie viele Erfindungen auf dem Gebiet des Verkehrswesens, die erste deutsche Lokomotive, der Adler, war bekanntlich auch in England gebaut worden. Und wir müssen auch ehrlich zugeben, daß die Tradition allgemeinverständlicher Wissenschaftsausstellungen – in gewisser Weise ja auch Netze zum Fang, nämlich Netze, um das breitere Publikum für Wissenschaft zu fangen und zu begeistern – ja auch nicht im deutschen Elfenbeinturm erfunden wurde, sondern wie vieles andere im angelsächsischen Sprachraum geboren wurde; angesichts des dramatischen Nachholbedarfs des deutschen Wissenschaftssystems auf vielen, natürlich nicht auf allen Gebieten ist es also schon in Ordnung, wenn wir heute einen Science Tunnel eröffnen und keinen Naturwissenschaftstunnel.

Indem die Max-Planck-Gesellschaft einen Science Tunnel in der Humboldt-Universität eröffnet, kehrt sie zu ihren Ursprüngen zurück – die Idee, naturwissenschaftliche Spitzenforschung nicht an Universitäten und Akademien zu organisieren, sondern in einer eigenständigen Gesellschaft, hatte bekanntlich mein Lehrstuhlvorgänger Adolf von Harnack, der übrigens leider so dezent war, nicht pro domo die Gründung eines Kaiser-Wilhelm-Instituts für Christentumsgeschichte zu betreiben, und die Frage, ob das neu formierte Göttinger Max-Planck-Institut ein Substitut für dieses Defizit werden kann, steht ja

noch dahin. Um es ganz abgekürzt zu sagen: Die heutige Max-Planck-Gesellschaft war das Jubiläumsgeschenk des Kaisers zum hundertjährigen Jubiläum der heutigen Humboldt-Universität – und natürlich freuen wir uns über alle Zeichen engerer Kooperation zwischen der ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und der ehemaligen Friedrich-Wilhelms-Universität, sozusagen von Harnack zu Harnack, im Vorfeld unseres zweihundertjährigen und Ihres hundertjährigen Jubiläums, denn, lieber Herr Gruß, wir wissen ja beide, daß Harnack in seinen einschlägigen Texten immer die wechselseitige Verwiesenheit von Universität und Instituten betont.

Mit Tunneln kennt die Berliner Universität sich aus. Vermutlich wissen nur wenige, daß vor unserem Hauptgebäude Unter den Linden ein zugeschütteter Straßenbahntunnel liegt, der übrigens auch mit Kaiser Wilhelm zu tun hat – den störte nämlich der die Linden kreuzende Nord-Süd-Verkehr der Straßenbahn so sehr, daß er die Verlegung unter die Erde anordnete; paradiierende Soldaten nehmen nun einmal ungern Rücksicht auf kreuzende Straßenbahnen. Der knapp einen halben Kilometer lange und unendlich teure Tunnel, der sogar für Doppelstockwagen ausgelegt war, wurde – wen wundert's – wenige Jahre nachdem der kaiserliche Auftraggeber die Stadt Richtung Holland verlassen hatte, wegen mangelnder Rentabilität eingestellt. Nach 1949 nutzten die Betriebskampfgruppen der Humboldt-Universität die Reste des Tunnels, um dort die Fahrzeuge abzustellen, mit der für den stets befürchteten Fall eines Massenausbruchs am Brandenburger Tor oder Potsdamer Platz die Staatsgrenze West hätte gesichert werden können. Nach dem Zusammenbruch der Staatsgrenze West verschwanden auch die Betriebskampfgruppen – und nun ist der Tunnel frei. Ich gebe angesichts der wunderschönen Ausstellung, die wir heute eröffnen, zu bedenken, daß wir ja einmal darüber nachdenken können, den Tunnel als Tunnel zu nutzen, im großen Jubiläumsjahr 2010, im Jubiläumsjahr von Humboldt-Universität und Max-Planck-Gesellschaft, dort einen neuen, für Berlin bestimmten und dort dauernd aufgestellten Science tunnel einzurichten, mindestens bis das Humboldt-Forum fertig ist.

Mindestens der aufmerksameren Zuhörerschaft unter Ihnen ist längst deutlich: Ich kenne den Science Tunnel der Max-Planck-Gesellschaft noch nicht und mußte deswegen über Harnack und Altberliner Straßentunnel räsonieren. In gewisser Weise bin ich selbst dafür verantwortlich, daß ich die Ausstellung noch nicht kenne – werde es jedenfalls, wenn ich weiter rede. Dann hindere ich nämlich uns alle, diese nach Ausweis der Homepage hochspannende Ausstellung zu besuchen – und daher beende ich mein Grußwort, indem ich zuletzt allen danke, die sich um den Aufbau dieser Ausstellung verdient gemacht haben, insbesondere den Herrn Kollegen Gruß und Leinfelder samt ihren jeweiligen Teams.

75. JAHRESTAG DER BÜCHERVERBRENNUNG

»Der Senat beschließt, mit dem Rektor geschlossen an der Veranstaltung teilzunehmen. Anzug: Schwarzer Rock, evtl. Uniform, Rektor ohne Kette«. Genau das war die Bücherverbrennung des 10. Mai 1933, und es tut wenig zur Sache, daß mein Zitat aus Köln stammt (Weidermann, 15); die Situation an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität war um keinen Deut besser. Deren Rektor, der prominente Strafrechtler Eduard Kohlrausch, hatte sich zwar dagegen gewandt, die schrecklichen »12 Thesen wider den undeutschen Geist« der Deutschen Studentenschaft, das Präludium in der sorgfältigen Choreographie der nationalsozialistischen Büchervernichtung, an den Anschlagbrettern im Foyer des barocken Palais Unter den Linden und anderswo auszuhängen, aber er hatte – um Streit mit den ach so deutschen Studierenden zu vermeiden – versprochen, endgültige Entscheidung vom Minister einzuholen, und hätte sich doch leicht ausrechnen können, wie die Entscheidung des preußischen Kultusministers ausfallen würde: Seit 2. Februar 1933 amtierte im Ministerium Unter den Linden Bernhard Rust, ein Gymnasiallehrer am Ratsgymnasium in Hannover, der 1930 sein Amt hatte aufgeben müssen, um einer Entlassung wegen Trunkenheit und sexueller Belästigung zuvorzukommen.

Wer als Universitätspräsident und dann allzumal als Präsident der alten Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, die nun seit über fünfzig Jahren nicht mehr den Namen ihres königlichen Stifters, sondern zweier großer geistiger Anreger ihrer Gründungsphase trägt, wer also als Präsident einer solchen Einrichtung nur irgendeine Zeile zur Bücherverbrennung von 1933 liest, erstarrt. Erstarrt, weil er in dem so sorgfältig choreographierten Akt und in der technisch meisterhaft vorbereiteten Verbrennung ein Menetekel sieht, ein für alle sichtbares Zeichen der geistigen Verrohung der deutschen Universität, die ja nicht erst 1933 begonnen hatte. Was war das für eine Einrichtung, in der weitgehend widerstandslos und willenlos hingenommen wurde, ja aktiv befördert wurde, daß ein ganzer Teil des geistigen Erbes eines Landes, produziert an den Universitäten, seine Literatur und Wissenschaft in technisch perfekter Form vernichtet wurde? Ein Stapel aus feinem Holz, damit das Pflaster des Opernplatzes nicht beschädigt wurde, Benzin, damit der Regen des Begräbniswetters, wie Erich Kästner sagt, die Veranstaltung nicht störte – ein Menetekel nicht

nur, nein, ein Präludium ganz anderer Vernichtung mit Feuer, auch diese technisch höchst perfekt, Choreographie der Vernichtung, die schrecklichste Ausgeburt einer Wissenschaft, in der Technik der Perfektion des Bösen dient.

Lange ist nicht gesehen worden, daß die Bücherverbrennungen aus der Mitte der Universitäten vorbereitet und durchgeführt wurden, nicht über die Universität kamen durch häßliche Figuren wie den kleinen, abgefeimten Minister mit Klumpfuß oder schreckliche Repräsentanten einer Minderheit der Professoren wie den gescheiterten Berliner Pädagogen Alfred Bäumler, der 1921 an der Friedrich-Wilhelms-Universität die Habilitation nicht bestand, sie später in Dresden nachholte und zum 1. Mai 1933 durch die Machthaber als »alter Parteigenosse« auf eine Professor für politische Pädagogik gehievt wurde, im Dienstzimmer des gerade verstorbenen preußischen Kultusministers und Professors für Orientalistik, Carl Heinrich Becker, untergebracht wurde und dessen Antrittsvorlesung an der Alma Mater Berolinensis den makabren Auftakt der Choreographie des 10. Mai 1933 bildete. 1936 schrieb der amerikanische Soziologe Edward Y. Hartshorne, der die Berliner Universität aus Studienzeiten bei Friedrich Meinecke zu Beginn der dreißiger Jahre gut kannte, in seiner Dissertation »Deutsche Universitäten unter dem Nationalsozialismus«: »Die deutsche Universität hat in wesentlichen Bereichen die Zeichen einer freien Institution verloren. Ihre Privilegien, die sie vor Einmischung staatlicher Gewalt schützten, sind dahingeschmolzen. Ihre halbautonome Verwaltung und ihre traditionelle Unabhängigkeit sind vor dem Drängen einer mächtigen Ethik, die den Forderungen der Volksgemeinschaft gegenüber ungeteilte Loyalität verlangt, zusammengebrochen«.

Man möchte Hartshorne ungern widersprechen. Aber eine solche Analyse greift zu kurz. Vierzig Jahre nach dem langen Jahr 1968 sehen wir nur zu deutlich, daß das ungeheuerere Gewaltpotential der Studierenden, über das die jüdischen Remigranten an der Freien Universität verzweifelten, kein Spezialproblem des Jahres 1933 war, obwohl ich selbstverständlich nicht der billigsten Form des historischen Vergleichs das Wort reden will, in der alle Katzen grau sind. Und wir wissen, daß längst vor dem Jahre 1933 bestimmte Ideen einer

Volksgemeinschaft in der Agrarwissenschaft und in den medizinischen und juristischen Fakultäten der deutschen Universitäten, allen voran – auch hier: allen voran – in der Berliner Universität vorbereitet wurden. Eine Universität erinnert sich dann und nur dann richtig an die Ereignisse im Frühjahr 1933, wenn sie diesen Spuren der massiven Gewalt, der Gewalt und des Hasses gegenüber Juden insbesondere unter den Studierenden, wenn sie den verhängnisvollen Ideen des Totalitarismus und ihrer gefährlichen Faszination und des unerträglichen Mangels an Zivilcourage unter ihren Professoren nachgeht, fragt, warum eine scientific community Figuren wie den abgelehnten Bäumler neben einem Pädagogen wie Eduard Spranger installieren und bejubeln konnte.

Im Archiv meiner Universität finden sich nicht nur die schrecklichen Unterlagen des Pädagogen Alfred Bäumler, der am 10. Mai 1933 die Antrittsvorlesung hielt, sondern auch ein paar wenige Papiere des Studenten Hans Keilson. »Als Nichtarier zugelassen«. Anders als wenig später Marcel Reich-Ranicki, dem auch ein Gespräch mit dem Rektor nicht zur Zulassung half. Keilson half, daß er bereits 1928 zugelassen worden war und daher 1934 das Staatsexamen noch ablegen konnte. Mehr als eine kleine Karteikarte existiert nicht mehr, die ausführliche Studentenakte ist verlorengegangen. Ich versichere Ihnen hier und heute, daß zwar Hans Keilsons Akte verlorengegangen ist, aber sein Gedächtnis und die lebendige Erinnerung an die Vorgänge an der Alma Mater Berolinensis nicht verloren gegangen sind, Gedächtnis und Erforschung des Menetekels dieser Universität an ihr gepflegt werden und ich schon von daher sehr dankbar dafür bin, daß es zu dem heutigen Gedenkakt kommen konnte.

PODIUMSDISKUSSION ZUR VORSTELLUNG DER VERÖFFENTLICHUNG »HUMBOLDTS ZUKUNFT. DAS PROJEKT REFORMUNIVERSITÄT«

Wenn der Präsident der Humboldt-Universität in der Humboldt-Universität zu einer Vorstellung eines Bandes unter dem Titel »Humboldts Zukunft. Das Projekt Reformuniversität« begrüßt, dann scheint klar, worüber er einleitend sprechen wird, wenn er zum Thema »Humboldt in Berlin« das Wort ergreift – eben über seine, über die Humboldt-Universität als den Ort, von dem eben dies zu sagen ist: Humboldt in Berlin, würde dann meinen: Humboldt ist hier gegenwärtig, an ihn wird in diesem Hause angeknüpft, seine Ideen werden hier in das einundzwanzigste Jahrhundert transformiert. Und es gäbe vermutlich tausend Gründe, daß ich hier und heute so sprechen sollte: Als ich vor einem reichlichen Jahr an dieser Stelle ein schlichtes Ergebnis der historischen Forschung zum Universitätsjubiläum 1910 repetierte und auf die erheblichen Anteile des Theologen Schleiermacher am Reformprogramm der Berliner Universitätsgründung hinwies, sorgte sich ein kluger Journalist öffentlich darüber, daß ausgerechnet der Präsident der Humboldt-Universität den Anteil Humboldts am Berliner Reformprojekt sträflich kleinzureden drohe. Mindestens den würde, so vermute ich einmal, ein flammendes Plädoyer unter dem Titel »Humboldt in Berlin« nach der Maxime »Humboldt in der Humboldt-Universität« freuen. Und all denen, die schon immer, sei es bekümmert oder sei es hochofren, eine Dekadenlinie von der großen Friedrich-Wilhelms-Universität im stolzen Preußen zur Humboldt-Universität vor und nach 1989 gezogen haben, von den Nobelpreisträgern im System Althoff zu den Viertelparitätsphantasien eines Benjamin Hoff, und denen, die den 19. Oktober 2007 zum dies ater der alma mater Berolinensis stilisieren – all denen könnte man ja fröhlich unter der Überschrift »Humboldt in Berlin« zurufen, daß wir hier immer noch die spannenderen Ideen haben, uns eben dies der Wissenschaftsrat auch im Oktober des letzten Jahres bescheinigt hat – ungeachtet aller gehässigen Verleumdungen auf den Boulevardseiten der Wissenschaftsberichterstattung, die sich ironischerweise in einer sonst ganz und gar nicht boulevardesken Zeitung findet und so immer wieder einmal das lateinische Motto *rerum cognoscere causas* dementiert. Aber genau diese Einleitung, die vielleicht manche unter Ihnen von mir erwarten oder befürchten, möchte ich unter dem Titel »Hum-

boldt in Berlin« heute abend nicht halten. Quod novi – es wäre abgeschmackt und langweilig, sich den Inhalt dessen, was die Universität zu sagen oder eben auch nicht zu sagen hat, vom Boulevard vorgeben zu lassen oder in einer wissenschaftlichen Einrichtung das zu sagen, was von anderen schon hundertmal und klüger dazu gesagt worden ist.

Ich setzte also unter der Überschrift »Humboldt in Berlin« noch einmal ganz neu und vielleicht auch radikal unerwartet an. »Humboldt in Berlin« – Gott, was wäre nicht alles aufzuzählen. Ein Beispiel aus einer Pressemeldung der Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung vom 13.05.2008, damit wir den Namen von Jürgen Zöllner in diesem Hause nicht nur stets und immer im Zusammenhang mit der elenden Diskussion um die fälschlich so genannte »Super-Universität« erwähnen. »Sechzig besonders begabte Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufen 7 bis 9«, so heißt es in der Pressemeldung, werden im Sommer dieses Jahres erstmals die Möglichkeit haben, auf einem qualitativ und pädagogisch hohen Niveau zusätzlichen Unterricht und damit individuelle Förderung in der Deutschen Junior Akademie »Humboldt auf Scharfenberg« 2008 zu erhalten. Die Anmeldefrist lief bis zum 9. Mai. Schon im ersten Jahr bestand eine rege Nachfrage, so daß alle Plätze ausgebucht sind«. Heißt »Humboldt in Berlin« also viel eher »Humboldt in Tegel«, schon damals, vor zweihundert Jahren und jetzt wieder einmal: »Humboldt in Berlin« »Humboldt auf Scharfenberg«?

Sie ahnen auch ohne viele Worte, daß es mir nicht lediglich um Rhetorik oder ums bloße Aperçu geht – die Frage, ob Humboldt in Berlin-Mitte mehr ist denn ein bloßer Name, ein Name, wie er beispielsweise über einem jetzt im Bau befindlichen Kongreßzentrum »Humboldt-Carré« prangt, ist ganz ernst gemeint. Denn wir alle wissen ja, daß die Brüder Humboldt zwar seit 1883 vor dem Hauptgebäude stehen, aber die entsprechende Initiative Rudolf Virchows sich über zehn Jahre durch die Instanzen schleppte, weil die staats- und universitätspolitische, aber auch die weltanschauliche Haltung der Brüder so wenig zum gegenüber residierenden König und Kaiser paßte, wie sie zu dessen verstorbenem Bruder und ihrer beider Vater gepaßt hatte. Und wir wissen weiter,

daß Wilhelm von Humboldt gerade einmal ein gutes Jahr die »Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts« leitete, bevor er ernüchtert das Handtuch warf und erst ab 1829 wieder gelegentlich an Sitzungen des Staatsrates teilnahm, ohne sich noch ernsthaft in politicis zu engagieren. Alexander von Humboldt kehrte, wie wir ja auch alle wissen, 1830 nicht sehr begeistert nach Berlin zurück, Professor dieser Universität war er, wenn ich recht sehe, nie, vielmehr Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften und Kammerherr des Königs, als solcher hörte er hier im Hause ägyptologische und chemische Vorlesungen und hielt drüben in der Singakademie seine berühmten Kosmos-Vorlesungen, die ein viel breiteres Publikum anzogen, als Universität bis auf den heutigen Tag zu versammeln in der Lage ist: vom König bis hin zu einigen Maurermeistern, die Hälfte Frauen, »achthundert Menschen atmeten kaum«, heißt es in einem zeitgenössischen Bericht. Muß ich noch in die Rolle eines gelehrten Universitätshistorikers schlüpfen, repetieren, was wir von Max Lenz, Rüdiger vom Bruch und all den anderen lernen können – also auf die Differenzen zwischen den ursprünglichen Idealen der Gründer von 1810 und ihrer kaiserzeitlichen Präsentation nach hundert Jahren hinweisen? Schon vor hundert Jahren existierten die Angehörigen unserer Universität ja weder, um die Programmformeln der Kommunikationsgenies des letzten Universitätsjubiläums zu bemühen, in Einsamkeit und Freiheit an der preußischen Staatshochschule, noch war die gebetsmühlenartig beschworene Einheit von Lehre und Forschung realisiert, wenn die Nichtschwaben verzweifelt versuchten, den Vorlesungen Hegels zu folgen. Muß ich an die altbekannten Fakten erinnern – die deplorablen Betreuungsrelationen der Berliner Universitäten, der aus dem Herz dieser Universität 1910 unter anderem von meinem Lehrstuhlvorgänger Harnack inaugurierte Exodus der naturwissenschaftlichen Spitzenforschung samt folgender Versäulung der Wissenschaft und die einer Komödie würdigen alltäglichen Aufführungen der deutschen Gremienuniversität, die sich mit viel Aplomb nach langen Jahren der Abhängigkeit vom Staat lösen wollte und nichts Besseres zu tun hatte, als den parlamentarischen Verfassungsstaat zum Modell der Universitätsorganisation zu machen – Jürgen Mittelstraß hat in einem seiner freundlicheren Dikta formuliert, es vergehe kein Tag, an dem nicht

»Humboldt gleichzeitig beschworen und verdammt«, als Symbol des universitären Lebens gefeiert und gleichzeitig für tot erklärt werde oder, etwas provozierender, durch Unterfinanzierung, hingeschlugerte Bolognareform und Kartelle der Mittelmäßigkeit dementiert und aus der Universität herauskomplimentiert wird. Über das Thema »Humboldt in Berlin« könnte man eine sehr traurige Rede halten, und es täte uns gelegentlich gut, uns diese Worte inmitten der schönen Reden gesagt sein zu lassen und ernsthaft zu bedenken.

Sollte ich als Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin aber so sprechen? Denn wie beschrieben geht es ja allen deutschen Universitäten, seien sie nun im Wettbewerb des Bundes und der Länder als Elite-Universitäten ausgezeichnet oder gerade nicht, noch nicht, wie ich für unsere Universität kühn behaupten möchte. Humboldt in Berlin? Natürlich kann das nicht mein letztes Wort heute sein. Denn wenn ich so weiterrede, laufe ich Gefahr, auch dieses Mal vom klugen Journalisten gemahnt zu werden, weil mein Bezug auf Humboldt heute so wenig überzeugt wie damals. »Humboldt in Berlin« ist zu behandeln wie jede Wissenschaft nach Humboldt. Wir kennen es alle: Ist »etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Auffindbares«, etwas noch nicht ganz Realisiertes und nie ganz Realisierbares. Das gilt 1810, als es weder Tische noch Stühle gab und der Schwamm in den Wänden und die Pferde im Untergeschoß nicht aus dem Gebäude zu bringen waren, das gilt aber eben auch und viel schrecklicher 1933, wenn in das Dienstzimmer von Carl Heinrich Becker hier durchgefallene Habilitanden einziehen und bei ihrer Antrittsvorlesung auf der Professur für politische Pädagogik hinterher zu einer Bücherverbrennung statt zu Sekt und Häppchen einladen. Im besten Fall ist Humboldt in Berlin etwas noch nicht ganz Gefundenes, weil es nie ganz auffindbar ist unter den politischen und ökonomischen Bedingungen, auch unter den Endlichkeiten menschlichen Verstandes. Im schlechtesten Fall – und auch den haben wir in zweihundert Jahren erlebt –, ist es ein Verlorengegangenes, ein Unauffindbares, ein kleiner, verschwindender Rest.

Ich könnte es auch anders formulieren: Humboldt in Berlin heißt: Mit herausragenden Ideen seit zweihundert Jahren meistens nur kleine Brötchen backen können, aber immer wieder einmal zeichenhaft, da und dort, in diesem

Labor und jenem Hörsaal deutlich mehr, große Durchbrüche und geniale Leistungen. Ich bin felsenfest überzeugt, daß auch diese Dimension von Humboldt in Berlin lebendig ist, nicht nur auf der Schulfarm Scharfenberg, sondern hier, auf dem Campus Nord, in Adlershof, wenn wir ein Integratives Institut für Lebenswissenschaften einrichten und unsere Neurologen und Philosophen gemeinsam die dümmliche Diastase von Natur- und Geisteswissenschaften in Lehre wie Forschung überwinden, und ich habe nicht den mindesten Zweifel daran, daß dieses Konzept letztlich erfolgreicher ist als das ebenso modische wie geistlose Geplapper von einer unternehmerischen Hochschule – denn unternehmungslustig war die Universität Unter den Linden in zweihundert Jahren an irgendeiner Stelle eigentlich immer, ist es bis auf den heutigen Tag und wird es ohne Zweifel auch weiter sein. Der Band, den wir heute vorstellen, ist ein Zeugnis dieses Unternehmergeistes, und insofern freue ich mich über sein Erscheinen und grüße Sie alle hier im Hause sehr herzlich.

BEGRÜSSUNG ZUR TAGUNG »NACHDENKEN ÜBER DAS GANZE. UNIVERSALGESCHICHTE AM WISSEN- SCHAFTSSTANDORT BERLIN«

Ein Präsident freut sich, wenn er eine so illustre Schar von Kollegen zu einer Tagung in seiner Universität begrüßen kann, das bringt mindestens eine, wenn nicht gar zwei oder drei freundliche Erwähnungen im Feuilleton großer Tageszeitungen, und zu diesem Zweck pflegen die meisten Präsidenten dann die Grußworte abzulesen, die mehr oder weniger kundige Referenten entworfen haben, je nach rhetorischem Talent flüssig oder eben holprig. Am Referenten liegt es nicht, wenn ich Ihnen jetzt kein solches Grußwort verlese; meine Referentin ist eine kluge, in Oxford erzogene Zeithistorikerin und lehrt seit diesem Semester auch an unserem historischen Institut. Nein, meine präsidialen Empfindungen werden überlagert durch die Eindrücke und Gefühle des Kirchenhistorikers Marksches, der beim Stichwort »Universalgeschichte« – ich gestehe es offen – zusammenzuckt. Natürlich kenne und bewundere ich, mindestens zum Teil, die Autoren und die Werke, die in den kommenden drei Tagen verhandelt werden, natürlich weiß ich, um einmal nicht von neueren Bewegungen in World, Universal and Global History zu reden, daß das Kuglersche Programm einer »Weltkunstgeschichte«, über die heute nachmittag gesprochen werden wird, die ultima ratio verschiedener kunsthistorischer Seminare und Universitätsleitungen dieses Landes und übrigens auch der von mir repräsentierten ist. Sicher also nicht nur »Universalgeschichte an der Friedrich-Wilhelms-Universität 1810-1933«, sondern auch »Universalgeschichte an der Humboldt-Universität 2008«, mindestens »Universalgeschichte an der Humboldt-Universität 2008 Fragezeichen«. Warum zuckt ein Kirchenhistoriker beim Stichwort »Universalgeschichte« zusammen? Ich hoffe nicht deswegen, weil mein Fach mindestens an einigen deutschen Orten (München, lieber Friedrich Graf, und Berlin nehmen wir natürlich aus) methodisch so verspätet ist, daß der nun schon gar nicht mehr so junge turn zu neuen Formen der Universalgeschichte noch nicht recht angekommen ist, wir immer noch eine Kirchengeschichte lesen, die pfeilgerade aus der globalisierten Antike auf das Dorf Wittenberg und Dahlem-Dorf führt, und mühsam diese geographische Engführung sozialgeschichtlich zu fundamentieren versuchen. Nein, ich zucke beim Stichwort »Universalgeschichte«, weil es seit den Tagen des Kirchenvaters

Augustinus (und das ist schon wahrlich lange her), oder, um noch präziser zu sein, seit den Tagen des Philippus von Side ein Einfallstor für theologische Großerzählungen und ein Ausfallstor für präzise historische Quellenarbeit ist. Und da ich, wie mir ein erboster Altordinarius anlässlich meines Tübinger Habilitationsvortrages entgegenschleuderte, ein schlimmer Positivist bin und das Wühlen in Quellen liebe, ohne sie für der Wahrheit letzten Schluß zu halten, schmerzt mich der Verlust, den wir mutmaßlich unvermeidlich in Kauf zu nehmen haben, wenn wir die ganze Welt, die ganze globalisierte Welt wieder zum Thema machen. Unter dem einen Stichwort »Universalgeschichte« verbirgt sich viel. Histoire totale sollte man vielleicht besser nicht mit »Universalgeschichte« übersetzen, damit Ranke und Le Goff nicht plötzlich zu Geschwistern im Geiste werden. Aber die grundsätzliche Fragerichtung, die kritische Frage gegenüber der Universalgeschichte läßt sich, so meint mindestens der Theologe, ja nicht dispensieren, wenn wir plötzlich die Grundtermini ins Französische oder Englische übersetzen und natürlich alle für Globalisierung sind und longue durée unendlich schick finden. Kann man Mikrohistorie und histoire totale kombinieren? Eine bekannte Schule behauptet das. Tut sie das?

Ich deute meine Fragen nur an, denn ich muß nach einem kurzen Ausflug in meine eigentliche Profession doch wieder den Präsidenten dieser Universität sprechen lassen. Hegel, Ranke, Kugler, Droysen, Meyer – das sollte ich natürlich alles hören. Bevor ich neunmalklug solche verwegenen Fragen stelle. Denn es möchte sein, daß die coincidentia oppositorum unter dem Stichwort »Universalgeschichte« doch einmal gelang, wieder gelingen kann. Wer weiß? Und da spreche ich also nur über Harnack und entschwinde nun, um die Universalhistoriker Orosius und Otto von Freising einer munteren Studententruppe vorzustellen. Ich hoffe also, das Niveau der Tagung, die Herr Hardtwig so kundig, übrigens auch durch so kundige Fragen vorbereitet hat, nicht schon zu Beginn und auch nicht durch Abwesenheit dann morgen zu unterschreiten und grüße Sie alle hier sehr herzlich, wünsche guten Verlauf und äußere abschließend dringendes Interesse am Tagungsband.

BEGRÜSSUNG DES AMERIKANISCHEN FREUNDESKREISES DER HEBRÄISCHEN UNIVERSITÄT JERUSALEM

Wenn Sie die Welt kennenlernen wollen, aus der die Gründer der Hebräischen Universität in Jerusalem stammten, dann darf natürlich die Humboldt-Universität zu Berlin nicht fehlen. Man konnte zwar in den zwanziger Jahren beide Universitäten noch nicht als HU abkürzen und das hübsche Wortspiel HU meets HU machen, mit dem wir einen gemeinsamen Studientag beider Universitäten im Oktober diesen Jahres betiteln, aber natürlich gibt es enge Verbindungslinien zwischen der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, der preußischen Staatsuniversität in der Mitte der Hauptstadt des Landes, und der Neugründung auf dem Skopusberg in Jerusalem. Für das zwanzigste Jahrhundert ist eher sehr Trauriges zu berichten, im einundzwanzigsten versuchen wir, neue Verbindungslinien zu knüpfen; ich selbst habe enge Verbindungen zur Hebräischen Universität, zweimal am Institute for Advanced Study in Givat Ram geforscht und mich jetzt im März wieder mit vielen Kollegen der HU getroffen, um wissenschaftliche Kooperationen zu verabreden.

Doch zunächst zu jener Vergangenheit, von der man als Präsident der Humboldt-Universität immer nur mit Stolz und Scham zugleich reden kann: In den zwanziger Jahren lag das große hundertjährige Universitätsjubiläum gerade hinter der Universität. Man hatte es im Jahre 1910 gefeiert, noch im kaiserlichen Glanz, eine monumentale Universitätsgeschichte war erschienen und diverse Festschriften, beispielsweise auch eine, die die benachbarte königliche Bibliothek der Universität gewidmet hatte. Die Universität hatte ein neues Auditorium Maximum am Opernplatz in Gebrauch genommen und feierte mit allem akademischen Prunk dieser Zeit. Allerdings hatte der Kaiser zum Jubiläum der Universität auch eine neue Form außeruniversitärer Forschungsinstitute gestiftet, die in der heute Max-Planck-Gesellschaft genannten Einrichtung zusammengefaßt sind, weil schon damals die Industrie im Zweifel war, ob an den klassischen Universitäten und Akademien naturwissenschaftliche Forschung auf Weltniveau möglich gemacht werden könne. Am Ende des Kaiserreiches stand die Berliner Universität als das große erfolgreiche Exportmodell einer neuzeitlichen Reformuniversität da, man hatte einschlägige Parolen wie die von der »Einheit von Lehre und Forschung« geprägt und freute sich darüber, daß von Oslo bis Johns Hopkins alle diesem Modell und den Parolen folg-

ten, die etwas auf sich hielten. Jüdische Wissenschaftler, das will ich eigens vermerken, waren, wenn sie nicht zum Christentum konvertiert waren, gar nicht an der Friedrich-Wilhelms-Universität tätig, sondern an der institutionell separierten »Hochschule für die Wissenschaft des Judentums« oder an der »Handelshochschule« des Vereins der Berliner Kaufleute. Und vor dem Universitätsgebäude stand nicht nur das Denkmal des großen Historikers Mommsen, der den Antisemitismus wie alle totalitären Ideologien scharf geißelte, sondern auch das Denkmal des Historikers Heinrich Treitschke, auf den der schreckliche Satz »Die Juden sind unser Unglück« zurückgeht – nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Denkmal Treitschkes eingeschmolzen, und nun triumphiert mit Mommsen auch Mommsens Position.

1918 verfiel die Universität, die seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts stets Seite an Seite mit den preußischen Monarchen aus dem Hause Hohenzollern marschiert war, zunächst in eine tiefe Depression. Die Neuorientierung auf die Republik gelang nur in einzelnen Bereichen, obwohl die Voraussetzungen eigentlich günstig waren. Wenn man von der Friedrich-Wilhelms-Universität in der Weimarer Republik reden will, muß man zuerst den Namen von Carl Heinrich Becker nennen, seit 1916 Orientalist an der Universität, Verfasser vieler Arbeiten beispielsweise zur Geschichte Ägyptens unter dem Islam. Von April 1919 bis 1930 wirkte Becker in verschiedenen Ämtern der preußischen Kultusverwaltung, darunter ab 1925 als Minister. Ihm ging es um die Demokratisierung der deutschen Hochschulen, insbesondere der Berliner Universität, deren Professoren als »Paradetruppe der Hohenzollern« auch nach deren Sturz 1918 in der Mehrheit tief kaisertreu und republikfeindlich eingestellt blieben. Kernpunkt aller akademischen Reform war nach Beckers Ansicht eine umfassende Demokratisierung der Hochschulverfassung und die Abschaffung der klassischen Ordinariatenuniversität, insbesondere durch die weitgehende Gleichstellung der Extraordinarien und Privatdozenten mit den bisher allein bestimmenden Ordinarien sowie durch eine maßvolle Beteiligung der Studierenden an der Hochschulselbstverwaltung. Letzteres sah er auch als wichtigen Schritt zur Heranbildung verantwortungsbewußter Staatsbürger an und schuf daher die rechtlichen Grundlagen der heutigen studentischen Selbstverwal-

tung. Neben der organisatorischen Reform bemühte sich Becker auch um eine pädagogische Reform der Universitäten, die sich seiner Ansicht nach nicht nur als »Forscher-« und »Berufsschulen«, sondern auch als »Staatsbürgerschulen« begreifen sollten. Insbesondere suchte er die schon damals beklagte disziplinäre Spezialisierung durch eine Stärkung der »Synthesewissenschaften« Soziologie, Zeitgeschichte, Politikwissenschaft einschließlich der von ihm geförderten Auslandsstudien zu kompensieren und zeigte sich auch Ideen zu einem »humanistischen« Grundstudium für alle Studierenden gegenüber aufgeschlossen. An Becker erinnert heute in Berlin eine »Carl-Heinrich-Becker-Lecture« an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, die im Rahmen des Projektes »Europa im Nahen Osten – der Nahe Osten in Europa« gehalten wird, bei dem die Geschichte und Gegenwart unseres Bildes vom Nahen Osten und von dessen Europa-Bild erforscht wird – übrigens mit der Israeli-schen Akademie der Wissenschaften und vielen Kollegen aus dem Land.

Ein tief mit der Hebräischen Universität verbundener Gelehrter hat bis 1933 hier in Berlin an der heutigen Humboldt-Universität gelehrt – und an ihn will ich stellvertretend kurz erinnern. Sie ahnen: Ich meine Albert Einstein, obwohl ich natürlich auch über die Berliner Studienjahre von Samuel Hugo Bergmann sprechen könnte, über Martin Buber, der hier bei Georg Simmel studierte, und überhaupt über die Berliner Vorgeschichte von diversen Professoren der neuen Universität auf dem Skopusberge – Gerhard alias Gerschom Scholem wäre ein feiner Gegenstand für einen zweiten Dinner Talk. Albert Einstein hatte hier, durch Max Planck vermittelt, eine Forschungsprofessur an der Akademie und hielt an der Friedrich-Wilhelms-Universität nur eine große Vorlesung. Die war stets überfüllt, weil natürlich sehr viele Berliner – und, es sei ehrlich gesagt – viele Berlinerinnen Einstein sehen wollten. Ich habe selbst von ehemaligen Studenten mehrfach schon die Anekdote gehört, daß Einstein etwa zehn Minuten dieser Vorlesung allgemeinverständlich sprach, dann aber sagte: »Nun haben Sie mich genug bewundert« und in höchst komplexe physikalische Deduktionen verfiel, worauf neun Zehntel des Auditoriums den Raum verließen. Einstein hat Deutschland rechtzeitig verlassen, wurde von der Preussischen Akademie ausgeschlossen wie übrigens auch jüdische Mitbürger, die

politisch im Unterschied zu ihm äußerst konservativ eingestellt waren, ich nenne den Namen von Fritz Haber. Die Universität lieferte sich den neuen Machthabern aus und hat in den Jahren nach 1933 schwere Schuld auf sich geladen: Die Bücherverbrennung im Mai 1933 folgte auf die Antrittsvorlesung eines Professors für politische Pädagogik, der in den zwanziger Jahren noch bei der Habilitation durchgefallen war und nun von den Nationalsozialisten installiert wurde (übrigens das Dienstzimmer Carl Heinrich Beckers bezog). Mitglieder der Universität waren direkt oder indirekt bei der Vorbereitung des Holocaust beteiligt, und diese Verwicklung der ganzen Universität durfte bis 1989 kaum thematisiert werden. Uns heutige Angehörige der Humboldt-Universität erfüllen diese Vorgänge mit Scham und Abscheu, wir wollen sie nie vergessen und Lehren für Gegenwart und Zukunft daraus ziehen.

Heute ist die Humboldt-Universität aufgrund ihrer guten, aber auch ihrer fürchterlichen Erfahrungen aus der Vergangenheit besser als viele andere deutsche Universitäten geeignet, die ursprünglichen Ideale der Brüder Humboldt in die Gegenwart zu übertragen, eine moderne Reformuniversität zu sein, die trotzdem die alten Ideen der Freiheit und Selbstbestimmung, der Kombination von Berufsausbildung und freier Forschung, der wechselseitigen Verbundenheit von Forschung und Lehre ernst nimmt. Wir gehören zu den zehn besten deutschen Universitäten, wie nahe wir dem ersten Platz sind, ist naturgemäß Ansichtssache, und ich sage nur, daß wir unsere Aufholjagd, die wir nach der deutschen Wiedervereinigung begonnen haben, mit aller Energie fortsetzen. Die Physik, die Neurowissenschaften, die Erforschung der Antike – das sind drei unserer Schwerpunkte, die uns – wie Sie ahnen – ganz eng mit Jerusalem, ganz eng mit Givat Ram und dem Skopusberg verbinden. Ich hoffe, daß unser heutiger Abend auch unter die Überschrift HU meets HU gestellt werden kann, die American Friends der HU treffen den Präsidenten der HU, nicht Herrn Kollegen Magidor, sondern Herrn Marksches, dem es eine Freude ist, unter Ihnen zu sein und der hofft, daß viele lebendige Kontakte zwischen Amerika, Berlin und Jerusalem aus dem heutigen Abend erwachsen.

ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNG »JOHANN GUSTAV DROYSEN 1808–1884«

»Vorwothistoriker«, »politischer Historiker« – seit längerem frage ich mich, ob man nach der radikalen Dekonstruktion der uns allen wohlvertrauten Droysen-Hagiographie durch unseren Kollegen Wilfried Nippel als einer der bisherigen Mittäter im Idealisierungskartell überhaupt noch unbefangen das Wort ergreifen kann, und sei es im schlichten Rückzug auf die Rolle als Präsident einer Universität, an der Droysen einst studierte, dann beschäftigt war und die nun das Glück hat, eine Ausstellung über ihn zu beherbergen. Sie ahnen ohne viele Worte, zu welchen Ergebnissen das Nachdenken geführt hat: Unbefangen kann ich post Nippel locutum natürlich nicht mehr das Wort ergreifen, und auf die Rolle des Präsidenten, der für eine wunderbar vorbereitete Ausstellung dankt, wollte ich mich auch nicht zurückziehen. Und das, obwohl der offenbar begnadete Lehrer Droysen, der in Schule wie Hochschule anscheinend Beeindruckendes leistete, sich durchaus als Aufhänger für das übliche Humboldt-Mantra »Forschung und Lehre« eignen würde – allein, ich habe in den vergangenen zweieinhalb Jahren so häufig solche wilhelminischen Pseudohumboldtiana zu dekonstruieren versucht, daß ich so schlicht vor den Nippelschen Dekonstruktionen nicht davonrennen darf. Ich werde Sie alle also vielmehr hier als Kirchenhistoriker und Theologe begrüßen, mich der Herausforderung eines neuen Diskussionsstandes stellen und das Grußwort nach bekannt deutscher Manier zunächst einmal zur selbstbezüglichen Vergangenheitsbewältigung nutzen und zunächst also – pater peccavi – bußfertig bekennen, wo ich als bisheriger Mittäter im Idealisierungskartell schuldig geworden bin. Daß ich dann – ebenfalls nach bekannt deutscher Manier – trotzig noch einige Lese Früchte des Dilettanten im Werk Droysens nachreiche und meine eigenen Schlüsse daraus ziehe, hängt – um den Satz in die Ironie zu wenden – ganz schlicht daran, daß ich vor rund zwölf Jahren ein einführendes Lehrbuch für kirchengeschichtliche Proseminare geschrieben und dabei Droysens Historik immer wieder benutzt habe und bei der anstehenden Revision zu radikalem Eingreifen wenig geneigt bin. Berufen darf ich mich immerhin darauf, daß selbst Wilfried Nippel, dem eine Rezensentin »untergründigen Groll« gegen

Droysen unterstellte, in seinem Buch schwärmen kann wie Felix Mendelssohn-Bartholdy: »Ich lobe mir's Lebendige, Fruchtbare, und danke Dir von ganzem Herzen, daß Du mir jene Welt so lebendig gemacht hast«, schreibt der Freund dem Freunde unter Datum vom 24. Januar 1838 über die Aristophanes-Übersetzung Droysens; genialisch nennt Nippel die von ihm luzide in die Debatte der Zeit eingeordnete Übersetzung.

Nun aber zu den angekündigten zwei Teilen des Grußwortes und also zunächst einmal das Pater peccavi des einstigen Mittäters im Kartell der Idealisierer. Natürlich hat Nippel recht. Droysen ist – »Vorwothistoriker«, wie übrigens so manche andere auch. Er schreibt über Alexander den Großen und seine Nachfolger, er baut über Vorworte und Titeländerungen eine veritable »Geschichte des Hellenismus« zusammen, in der das im Vorwort entfaltete hochtheologische Konstrukt eines vom Paradies an die Welt prägenden Ringen zwischen Orient und Okzident das Werk selbst überhaupt nicht prägt oder strukturiert und entsprechend auch der Ton des Vorwortes in der zweiten Auflage drastisch ermäßigt wird; jeder, der den Text des in drei Bänden nachgedruckten Werkes auf der im Handel befindlichen CD-Rom nach dem nämlichen Stichwort »Hellenismus« durchsucht, wird sofort verstehen können, was Nippel meint und ich gern bestätige: Gerade weil die hochtheologische Deutung des Hellenismus im Kontext eines Weltringens sich in den Bänden der Geschichte des Hellenismus am historischen Stoff nicht belegen ließ und zurückgezogen wurde, konnten entsprechende Debatten über die Hellenisierung des Christentums oder über das Verhältnis von Judentum und Hellenismus ausbrechen – mir scheint, wenn man von Droysen über Harnack bis Hengel diese Debatten verfolgt, der Begriff nur noch mäßig geeignet, um als Leitkategorie für die Beantwortung der berühmten Fragen nach der geistigen Signatur von Religionen, Religionskonstellationen oder Epochen zu dienen. Für eine Geschichte des antiken Christentums halte ich ihn nach zwölf Jahren selbständiger akademischer Lehrtätigkeit inzwischen für vollkommen unbrauchbar und warte gespannt, ob jemandem die Wiederbelebung dieser begriffsgeschichtlichen Leiche noch einmal gelingt.

Sodann: Natürlich ist auch das Material, das wir seit den Editionen des zwanzigsten Jahrhunderts »Historik« nennen und nutzen, nicht einfach »reine Theorie«, sondern der Versuch, sich in einem Feld, oftmals einem Schlachtfeld von Debatten über historische Methode zu profilieren, einen Standort jenseits von Ranke und Buckle zu begründen, das unter dem Dauerfeuer abgebrochene Großprojekt einer Geschichte der alten Welt und die anderen Schwerpunkte des Lebenswerkes als praktische Triebe ein- und desselben Theoriebaumes zu präsentieren. Und sicher hat die »Historik« genannte Einführungsvorlesung auch eine politische Dimension im weltanschaulichen Deutungskampf der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts: Daß die Geschichtswissenschaft *magistra vitae* wurde in einem ganz unmittelbaren Sinn, ist sicher auch ein Ziel der Geschichtsphilosophie Droysens, die Nippel als Strategie deutet, eine dem Urheber mindestens dann verborgene Strategie, wenn er dem Freund Mendelssohn-Bartholdy über den Unsegen unseres nur theoretischen Lebens schreibt, 1846 noch dazu.

Ohne daß ich also ein Jota von solchem Denkmalssturz abmarkten und meine *confessio peccati* dadurch entwerten möchte, bleibt natürlich die Frage, ob doch noch mehr und anderes über Droysen zu sagen ist als eben diese eher kritischen Bemerkungen zur »Geschichte des Hellenismus« und zu den Grundrissen der Historik. Zugegeben: eine reichlich weite Frage, die nun ganz gewiß nicht in einem Grußwort beantwortet werden kann, im Grunde nach den Gesetzen des Genres nicht einmal als Frage angerissen werden dürfte. Mir geht es auch nicht um ein Projekt der Rettung Droysens – wenn Nippel ihn tatsächlich versucht haben sollte, vom Denkmal zu stürzen, sticht der Einwand, daß er da längst nicht mehr drauf stand, allenfalls in bestimmter Perspektive, etwa aus der westfälischen Tiefebene. Nein, Sie ahnen, daß der Kirchen- und Theologiehistoriker gern noch einmal seine Fragen an Person und Oeuvre Droysens stellen würde, also beispielsweise fragen würde, ob wir schon genügend den Einfluß des früh verstorbenen Vaters, des Garnisonpfarrers und Superintendenten Johann Christoph Droysen wahrgenommen haben. Ich denke nicht nur an die tief geschichtstheologische Herleitung des Hellenismus aus

dem endzeitlichen Kampf von Orient und Okzident, nein, ich denke auch an bestimmte Passagen der Historik, beispielsweise die über geschichtliche Schuld. Wenn man aus Droysens Historik nicht nur einen Nachweis der unhintergehbaren Subjektivität des Historikers lesen darf, sondern auch eine Rechtfertigung von Parteilichkeit als unüberwindbarer Standortgebundenheit – dann wäre ohne viele Worte deutlich, daß hier vielleicht weniger problematische Historiographie denn eine niemals überwundene theologische Eierschale, wenn nicht mehr, vorliegt. Nippel spricht vom »geschichtsreligiösen Geraune« (S. 231), ja, so muß das die nüchterne Kritik formulieren, der Theologiehistoriker sieht darin den nationalreligiösen Aufbruchston der antinapoleonischen Erhebung, mithin des Milieus, in dem Droysen aufgewachsen ist. Und natürlich nicht nur den nationalreligiösen Aufbruchston, sondern – beispielsweise in den berühmten Worten vom fragmentarischen Charakter unserer Rekonstruktion von Vergangenheit am Schluß seiner Jenaer Vorlesung – eine deutliche Widerspiegelung von Grundelementen einer klassischen protestantischen, lutherischen Anthropologie, in der die Vollendung menschlicher Fragmentarität von anderswoher erwartet wird als von der Quellenarbeit des Historikers. Ich muß abbrechen, auch wenn es jetzt natürlich lohnen würde, Ranke ins Zwiesgespräch zu ziehen, der mindestens ebenso deutlich seine theologischen Eierschalen verrät und sich nicht in nüchterner Quellenkritik und ironischen Sottisen darüber, wie es eigentlich gewesen, erschöpft. Allein: Das heute nicht, jedenfalls nicht in einem Grußwort. Nur noch soviel: Jedenfalls ist deutlich, daß es weder heute noch damals beim Streit allein und ausschließlich um die Bedeutung der Quellenkritik geht oder ging. Würden wir dies behaupten, wären wir erneut den Selbststilisierungen von Historikern zum Opfer gefallen. Der Streit zwischen Droysen und Ranke läßt sich ebenso wenig auf die Quellenkritik reduzieren, wie das abschließende Urteil über Droysen von dieser methodologischen Kernaufgabe des Historikers allein her gefällt werden darf. Ein kluger Historiker hat im Feuilleton einer Frankfurter Zeitung geschrieben: »Die Wucht von Nippels polemischer Auseinandersetzung rechtfertigt sich aus einer glänzenden Demonstration der Leistungskraft der Quellenkritik«. Das

beginnt schon bei Nippels Bemerkungen zu der Quellenbasis des Buches über Alexander den Großen: Droysen »hatte mitnichten, wie später ... behauptet wurde, ›Quellenforschung‹ betrieben«, bilanziert der Biograph nüchtern (31). Ich für meinen Teil halte, vielleicht auch aus berufsbedingter Blindheit, daran fest, daß die unterschiedlichen geschichtstheologischen Prämissen – und heutigentags auch die negative Geschichtstheologie in Gestalt ihrer expliziten Ablehnung – für das Verständnis der großen Kontroversen des neunzehnten Jahrhunderts einschlägig sind.

Nun muß ich wirklich abbrechen, bevor ich beginne, eine Vorlesung zu halten. Abbrechen, um zu danken. Denn es ist die wunderschöne Ausstellung von Frau Hackel und den Ihren, die solche Fragen provoziert, es ist die Biographie von Wilfried Nippel, die zu solchen Debatten anregt – mithin sind alle wichtigen Voraussetzungen für neue Debatten um Droysen hier in dem Hause gelegt worden, in dem er einst wirkte. Das ist nicht wenig, und dafür ist allen Beteiligten sehr herzlich zu danken.

FEIERLICHE ERÖFFNUNG DER ZWEITEN FÖRDER- PERIODE DES SFB 640 »REPRÄSENTATIONEN SOZIALER ORDNUNGEN IM WANDEL«

Gestatten Sie mir heute abend, als Kollege zu Ihnen zu sprechen, mithin noch weniger als sonst den Präsidenten zu geben? Also nur ganz kurz die Sprüchlein zu sagen, die da zu sagen sind – also dem Sprecher und allen Teilprojektleitenden, den Mitarbeitenden namens der Universität zu danken, daß sie eine so stolze Drittmittelsumme in die notorisch knappen Kassen der alma mater Berlinensis gespült haben, so viele kluge Menschen in unsere Mauern als Doktorierende und Mitarbeitende bringen etc. pp.? Denn viel lieber möchte ich zur Sache sprechen, angeregt durch die Begehung und gelegentliche Kontakte mit Veranstaltungen und Veröffentlichungen aus der ersten Förderperiode. Allein, ich bin Kirchenhistoriker und dies dazu im Bereich der Antike. Es möchte also sein, daß Sie meine Gedanken zu Ihrem Thema für eine mehr oder weniger unpassende präsidiale Zumutung eines Dilettanten halten. Wenn dem so wäre, wäre ich Ihnen verbunden, wenn Sie mir diesen Eindruck gelegentlich weitergeben würden – dann würde ich selbstverständlich postwendend meine Grußworte wieder in das normale deutsche Präsidentenformat bringen und mich in diesem Genre um ein paar launige Worte bemühen.

Für heute also – da Sie nicht widersprechen – noch ein paar Dilettantenbemerkungen des Althistorikers zur Frühneuzeit, zugleich ein Tribut an Frau Stollberg-Rilinger. Seit ich das erste Mal als Student den großen Reichssaal im Regensburger Rathaus sah, in dem seit 1594 der Reichstag, seit 1663 als immerwährender Reichstag, tagte, frage ich mich, warum die Schäßbigkeit der Inneneinrichtung, die billigen Bänke mit ihren ebenso billigen Filzüberzügen, kurz: die Schäßbigkeit der Reichsrepräsentation so wenig empfunden wurde, daß man das ganze achtzehnte Jahrhundert nichts an eben dieser schäßbigen Inneneinrichtung änderte. Und – um die Beobachtungen auszuweiten – die Kaiser in abgewetzten Gewändern krönte, mit einer schief sitzenden und billig zusammengelöteten Reichskrone. Offenkundig nicht einmal den Versuch einer Modernisierung der Repräsentation des Reiches unternahm, wo man doch immer wieder einmal über Reichsreform debattierte. Zur Vorbereitung meines Grußwortes habe ich vorgestern mit einem klugen Frühneuzeithistoriker, der sich insbesondere mit dem Reichstag und der Edition seiner Akten beschäftigt, ein

längeres Gespräch auf dem Nürnberger Flughafen geführt und ihn gefragt, ob es wirklich keine Texte von überzeugten Reichsständen und Freunden des Reiches gibt, in denen diese Schädigkeit der Reichsrepräsentation behandelt wird – Sie ahnen, daß ein schneller Überblick über einschlägige Texte mangels einer Sammlung für den Nichtfachmann und Dilettanten schwierig ist. Der Erlanger Kollege hat mir bestätigt, daß Kritik an den Lächerlichkeiten der Frankfurter Krönung, den Absonderlichkeiten eines Krönungsmahles mit abwesenden Essern und Sättigungsgelegenheiten in Hinterzimmern immer nur von den Kritikern angegriffen wurde. Für die überzeugten Reichsstände – und Freunde des Reiches gab es ja, wenn wir Georg Schmidt glauben wollen, bis zum Schluß in größerer Zahl, als borussische Geschichtsschreiber und ihre Erben uns glauben machen wollen – wirkte die Reichsrepräsentation eben offenkundig nicht schädig, sondern nur für die notorischen Kritiker und Spötter. Was aber, so frage ich Sie, liebe Mitglieder des Sonderforschungsbereiches Repräsentation, lernen wir denn aus diesem Umgang mit der Schädigkeit der Repräsentation? Vermutlich haben Sie alle diese Fragen schon in der ersten Förderperiode beantwortet, aber es wäre nett, wenn Sie mir die einschlägigen Publikationen zustellen würden, damit ich bei meinem Grußwort zu Ihrer nächsten Verlängerung nicht wieder so dumme Fragen stelle.

Schüchtern stelle ich eine zweite Frage, auf die mich der erwähnte Erlanger Kollege brachte. Was bedeutet es denn für Repräsentation – diesmal nicht des ganzen Reiches, sondern die seiner Stände – wenn im immerwährenden Reichstag Regensburger Patrizierfamilien nicht nur unterschiedliche Reichsstände vertraten, von ihnen Weisungen empfangen, wie noch heute die Diplomaten Weisungen ihrer Obrigkeit empfangen, sondern auch unterschiedliche Konfessionen, unterschiedliche politische Optionen und so fort? Wurde so die Einheit des Reiches repräsentiert, hielt gar das Reich wegen solcher kreuzweiser Repräsentation zusammen? Fiel es trotz mancher Auseinandersetzungen nicht auseinander? Oder war diese besondere Repräsentation eher schon ein Zeichen des Bedeutungsverlustes der Institution, ja des Reiches überhaupt? Vermutlich sind Repräsentationen mindestens doppelt kodiert, mehrfach

lesbar, vielfach interpretierbar. Aber ich befürchte, daß solche basalen – oder schärfer – trivialen Bemerkungen Sie auch nur langweilen, weil Sie alle diese Fragen längst beantwortet, alle diese Gedanken längst gedacht haben. Oder spätestens Frau Stollberg-Rilinger dies tun wird. Langweilen wollen ich Sie nicht. Also wünsche ich Ihrem Sonderforschungsbereich in seiner zweiten Förderungsperiode, daß er – wenn er meine Fragen schon beantwortet hat – noch viele neue Fragen aufwirft, mindestens einige davon beantwortet und so viel Ergebnisse publiziert und in die Öffentlichkeit wirft, daß auch der vielbeschäftigte Präsident nicht überhören und überlesen kann, was da gedacht und erforscht wird. Dann könnte ich beim nächsten Grußwort in vier Jahren vielleicht ein paar neue Fragen aufwerfen, wenn ich dann überhaupt noch Präsident bin und dieses Amt nicht von einem anderen ausgeübt und die Universität anders repräsentiert wird.

BESUCH DES EINSTEINZENTRUMS DER HEBREW UNIVERSITY OF JERUSALEM »EINSTEIN REVISITS HUMBOLDT«

Vor dem Senatssaal hängen die Bilder von neunundzwanzig Nobelpreisträgern der alten Berliner Universität, die bis 1945 den Namen des preußischen Monarchen trug, der sie einst gestiftet hatte. Einer meiner Vorgänger im Amt hat sie in der großen Treppenhalle des Hauptgebäudes aufhängen lassen, um dem streng neoklassizistischen Raum seinen realsozialistischen Charme zu nehmen. Wenn ich ehrlich bin, habe ich die schwarz-weißen Portraits auf grauem Grund, als ich im Jahre 2004 Professor dieser Universität wurde, übersehen; man hat als normaler Professor ja auch nicht unbedingt ständig etwas im Senatssaal oder Präsidialbüro zu tun. Aufgefallen sind mir diese erstmals, als ich im Oktober 2005 zum Präsidenten dieser Universität gewählt wurde – freilich nicht in Berlin, sondern in Jerusalem. Denn unmittelbar nach meiner Wahl bin ich noch einmal für zwei Monate an das Institute for Advanced Study der Hebräischen Universität Jerusalem gegangen, als kleine Flucht vor dem großen Amt auf den herrlichen Campus Givat Ram, dort, wo in einem Nachbargebäude der Nachlaß von Albert Einstein gehütet wird. Als ich in Jerusalem anlangte, gaben die Kollegen einen kleinen Empfang für mich und der Präsident der Universität, der Mathematiker Menachem Magidor, empfing mich in seinem Büro auf dem Skopusberg. Magidor überreichte mir zum Abschluß einen Artikel aus der Zeitschrift »The Economist«, nachdem er mir zu Beginn des Gespräches dessen Inhalt erzählt hatte. Der Artikel beschäftigte sich mit der deutschen Universität und begann etwa mit folgenden Worten: Wenn man in die altehrwürdige Berliner Humboldt-Universität tritt, findet man in der Eingangshalle eine Galerie von neunundzwanzig Nobelpreisträgern. Leider hört diese Galerie in den frühen fünfziger Jahren auf, genauer mit Werner Forßmann, der 1956 den Nobelpreis für seine Entdeckung des Herzkatheters erhielt; übrigens einer der schwer nationalsozialistisch belasteten deutschen Wissenschaftler. »The Economist« sah in diesem jähen Ende der Nobelpreisträgergalerie ein Symptom für den Zustand der deutschen Universität – einst, vor zweihundert Jahren, das gefeierte Original der Reformuniversität, Modell für viele europäische Universitäten und eben auch für die Neugründung des 24. Juli 1918 auf dem Jerusalemer Skopusberg – the last Prussian University in the Near East – während es



sich bei dem Berliner Modell heute um eine im internationalen Vergleich jedenfalls nicht unter den ersten zehn rubrizierte Universität handelt. Während die Hebräische Universität im letzten Ranking des Times Higher Education Supplement einen starken Sprung nach vorn machte und nun unter die ersten hundert Universitäten zählt, sind wir sogar sehr geringfügig zurückgefallen: HU Berlin hat also inzwischen allen Grund, dem Vorbild HU Jerusalem nachzufolgen.

Nun ist die Lage in Wahrheit noch bitterer, bitterer auch, als »The Economist« im Oktober 2005 berichtete: Zwei Portraits aus unserer Nobelpreisträgergalerie sind vor einiger Zeit gestohlen worden, manche meinen, wegen der an Lächerlichkeit kaum zu überbietenden Berliner Auseinandersetzungen um die Zurechnung der Nobelpreisträger im Shanghai-Ranking mit Mitbewerbern um die Zurechnung. Wie auch immer. Mir scheint, daß man auch diesen Diebstahl ebenso so symbolisch deuten kann, wie The Economist das jähe Ende der Galerie in den fünfziger Jahren deutete: Albert Einstein ist aus dieser Universität verschwunden, um es einmal ganz zurückhaltend zu formulieren – die Sprache des Jahres 1933 war deutlicher: »Die preußische Akademie der Wissenschaften hat keinen Anlaß, den Austritt Albert Einsteins zu bedauern«, schrieb der geschäftsführende Sekretar der Akademie, und ähnlich dachten vermutlich auch die Verantwortlichen dieser Universität über die erzwungene Emigration des Akademieprofessors Albert Einstein, der seine großen Vorlesungen einst hier unter dem Auditorium Maximum hielt.

Da diese Universität nicht nur Albert Einstein vertrieben hat, schweigend die Vertreibung so vieler jüdischer Wissenschaftler hingenommen oder unterstützend mitbetrieben hat, fehlen ihr nicht nur manche ihrer Nobelpreisträger – die Tatsache, daß in den letzten Jahren, wenn man einmal vom Nobelpreis für Gerhard Ertl im Jahre 2007 absieht, deutlich weniger Nobelpreise an Wissenschaftler gingen, die an dieser Universität oder jedenfalls auch an ihr lehren, hängt ganz gewiß mit der Vertreibung des Geistes durch den Ungeist auch an dieser Universität zusammen. Um so mehr freuen wir uns, daß das Einstein-Center der Hebräischen Universität Einstein zurückbringt – mindestens, wenn ich den englischen Titel »Einstein revisits Humboldt« ernst nehme, mit Ein-

stein einmal vorbeikommt, um zu schauen, wie es sich so entwickelt hat mit der Humboldt-Universität in den letzten Jahren. Zum Zeichen dieses Besuches hängt inzwischen sein Bild auch wieder an der Wand vor dem Senatssaal, ebenso wie das zweite gestohlene Bild.

Aber das Einstein-Center bringt nicht nur Einstein zurück: Zwischen Berliner Wissenschaftlern und Kolleginnen wie Kollegen der Universität, die Albert Einstein so am Herzen lag, haben sich herzliche Freundschaften entwickelt – ich selbst bin mehrfach Gast in Givat Ram oder auf dem Har Hazofim gewesen und hätte mein letztes Buch ohne die Monate in Jerusalem nicht fertigstellen können; Hillel Berkovier, dem Vizepräsidenten für Forschung der Hebräischen Universität, möchte ich auch ganz persönlich danken. Daß nun ein ganzes Zentrum dieser Hebräischen Universität seine Arbeit hier präsentiert und vorführt, was in fünf Jahren geforscht wurde, erfüllt uns mit Freude und Stolz und soll uns Ansporn sein, die Beziehungen zwischen beiden Universitäten noch zu intensivieren. Daß Sie, liebe Frau Schavan, im Jahr des Jubiläums der deutsch-israelischen Wissenschaftsbeziehungen, ein weiteres Mal ein deutliches Zeichen Ihres Engagements für diese Wissenschaftsbeziehungen setzen, freut Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus beiden Ländern. Und, lieber Herr Renn, daß der Vater der großen Berliner Einstein-Ausstellung im Jahre 2005 nicht fehlen darf, wenn Einstein uns besuchen kommt, versteht sich von selbst. Das Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte hat in den vergangenen drei Jahren sensibel und beharrlich ein Forschungsnetz für Wissenschafts- und Wissenschaftsgeschichte über die nicht immer einigen Universitäten dieser Stadt geworfen und auf diese Weise uns Universitäten jedenfalls in diesem Bereich überhaupt erst zu möglichen interessanten Kooperationspartnern der Hebräischen Universität gemacht. Wenn ich so zusammenfassen darf: Liebe Gäste, wir freuen uns auf Sie, wir haben gestern und heute schon einiges von Ihnen gelernt, seien Sie uns nun auch zu diesem festlichen Anlaß ganz herzlich willkommen. Und besonders begrüße ich auch noch einmal Hans Keilson, der heute mit der Universitätsmedaille ausgezeichnet wird: Auch Sie mußten diese Stadt verlassen, haben Heimat im zunächst fremden

Land gefunden und in zunächst fremder Sprache gedichtet, gelehrt und praktiziert: »Ich bin ein Dichter in einer Sprache ohne Land«, schrieben Sie 1939, und diese Landlosigkeit verbindet Sie mit Albert Einstein und den vielen aus dieser Universität entlassenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Wir sind bewegt, daß Sie nun schon zum wiederholten Male zurückkommen, uns Nachgeborenen von dem erzählen, was sich nicht wiederholen darf, und uns dazu ermuntern, diese Universität nicht nur so zu gestalten, daß sie aufgrund ihrer Leistungen wieder in die internationale Spitze einrückt, sondern die Lehren aus der Vergangenheit dabei nie vergißt. »Geh nicht nach Haus,/ es erwarten dich Trümmer«. So hat Hans Keilson gedichtet und Albert Einstein offenkundig gedacht, als er diverse Einladungen nach Berlin und Potsdam ablehnte. Um so dankbarer sind wir dafür, daß es nun, nach so vielen Jahren, zu solchen Wiederbegegnungen kommen kann – »die fußspur durchzieht noch den sand der Mark«: diese Zeile von Hans Keilson kann man, Gott sei dank, inzwischen auf zweifache Weise interpretieren. Wenn ich das so schlicht sagen darf: Wir freuen uns, sind dankbar und heißen Sie alle herzlich willkommen!

VERLEIHUNG DER UNIVERSITÄTSMEDAILLE AN HANS KEILSON

122

In den Bücherregalen des heimischen Wohnzimmers, in dem der Präsident der Humboldt-Universität viel zu selten sitzt, steht neben den Werken von Alfred Kerr und einem Katalog über diesen großen Berliner Theaterkritiker eine zwei-bändige Ausgabe der Werke von Hans Keilson, erschienen in eben jenem Verlag S. Fischer, der einst den ersten Roman »Das Leben geht weiter« des jungen Medizinstudenten veröffentlichte: »Nach mehr als fünfzig Jahren wird Das Leben geht weiter bei meinem alten Verlag wieder aufgelegt«, schreibt Hans Keilson 1984. Und beschreibt, wie er bei Gottfried Bermann Fischer im Dezember 1932 das Manuskript abgab, im Treppenhaus der Bülowstraße mit Alfred Döblin zusammenstieß, der ebenfalls ein Manuskript ablieferte, und mit Bermann Fischer (der bekanntlich ursprünglich Mediziner war wie Keilson selbst) nicht über Literatur, sondern die Musikauftritte des jungen Studenten sprach – man fragt sich angesichts der Lektüre Ihrer Berliner Nebenbeschäftigungen, des Engagements in der Musik und beim Sport, wann Sie eigentlich studiert haben und wieso Sie so ein guter Mediziner geworden sind. Ihre Studentenband hieß: »Die weißen Raben«. Ihr Roman erschien bei Fischer im Frühjahr 1933, da konnte schon jeder merken, was Alfred Kerr so formulierte: »Hitler: das ist der Mob, der Nietzsche gelesen hat«. Drei Jahre später mußten Sie dieses Land, in dem der Mob auch an den Universitäten die Macht übernommen hatte, verlassen: »Doch lieg ich jetzt und gar so wund/ im fremden Land und scheu das Licht/ Es tönt aus meines Kindes Mund/ ein andrer Klang als mein Gedicht«.

Sie sind inzwischen mehrfach in Berlin gewesen und wir haben uns bei dem bewegenden Gedenkakt zum Jahrestag der Bücherverbrennung kennengelernt, an dem das Potsdamer Moses-Mendelssohn-Zentrum seine Bibliothek der verbrannten Bücher vorstellte. Was Sie dort und anderswo vor Studierenden unserer Universität taten, haben Sie einmal so formuliert: »Außer in meiner täglichen ärztlichen Praxis habe ich versucht, Geschichte zur Sprache zu bringen, meine Geschichte, die zugleich auch die Geschichte von verschiedenen anderen ist«. Eben dafür möchten wir Sie auszeichnen: Die heutige Auszeich-

nung mit der Universitätsmedaille, der höchsten Auszeichnung dieser Universität, soll ein kleines Zeichen dafür sein, wie dankbar wir Ihnen dafür sind, daß Sie nach so vielen Schrecklichkeiten wieder Verbindung mit Ihrer alten Universität aufgenommen haben, aus Ihrem Leben erzählen und uns damit die Gelegenheit geben, einen durch sein Engagement maßstabsetzenden Studenten der Vergangenheit in der Gegenwart als Autor und Wissenschaftler präsent zu halten. »Was suchen Sie, fragte der Dolmetsch Taxifahrer?/ Spuren? Gibt es hier nicht, seine Antwort,/ studierte den Stadtplan und lenkte den Wagen zurück«. Wo spielen diese Zeilen von Hans Keilson? In Berlin? Möglich. In Berlin-Mitte, Unter den Linden 6? Nein, sicher nicht. Ganz gewiß nicht. Niemals.



ERÖFFNUNGSVERANSTALTUNG DES »GERMAN-TURKISH MASTER«

When I for the first time heard about the German-Turkish Master Program in Social Sciences I was a little bit astonished, that this is such a young program – I was born in Berlin in the early sixties of the last century, so a close relationship between Germans and people from Turkey is quite familiar to me since my school time. Mother bought fresh things exclusively from the Turkish market; we went during School lessons to the Mosque to learn more about the faith of our Turkish neighbors – and at high school we were informed that the Turkish government opened the Universities during the early thirties of the last century to the exiled German scientists and especially to the later Berlin mayor Ernst Reuter. There is a horrible description of Reuter's stay at the concentration camp in the second volume of his collected speeches: »Reuter schien das Lachen verlernt zu haben und wick Gespräche aus« and was because of this kind of behavior »ein Symbol gegen die Tyrannei gleich welcher Couleur« (II, 441 und 442). After release in late summer 1934 and at the beginning of his exile Reuter was expecting to get a position at the London School of Economics, but before negotiations with London started he accepted a position in the Turkish Ministry of Economy and later in the Ministry for Traffic. Reuter immediately was starting to learn the Turkish language and his son, Edzard Reuter, is until now able to communicate in your language. As teacher at a college and later at the Ankara University Reuter became a mentor of a lot of people in the Turkish government: »Eine große Zahl von Verwaltungsbeamten ging durch seine Hand. ... So hatte er überall im Lande Freunde, und von dieser Verehrung, die er genoß, profitierten nun auch seine Freunde. Kam man ... etwa mit Studenten auf einer Exkursion in irgendeiner türkischen Kleinstadt an, so besuchte man selbstverständlich den Landrat oder den Bürgermeister, und dann entspann sich immer wieder daßelbe Gespräch: »Sie kommen von Ankara? Kennen Sie Professor Reuter?« Und wenn man dann erklärte, ja, man kenne ihn und man sei sogar mit ihm befreundet, dann konnte man wunderbare Dinge erleben: ein Landrat lud nicht nur mich, sondern alle Studenten und Dozenten unserer Gruppe zu einem pompösen Abendessen ein. Da es in der ganzen Stadt keinen Raum gab, der groß genug war, so wurden die Tische auf dem Bahnsteig gedeckt. Bei die-

ser und anderen Gelegenheiten ist viele, viele Male auf Reuters Wohl getrunken worden«. It s a real pleasure to read Reuter's letters from Ankara, his enthusiasm for the town and the country (»Ununterbrochen wächst die Stadt hier. Es wird enorm gebaut. Jetzt hat Ankara ... mit Vororten schon 170 000 Einwohner. Die Türkei hat seit 1927 um 2.5 Millionen Einwohner zugenommen. Es ist offensichtlich, daß die neue Welt hier sichtlich das Land umgestaltet und aufwärts führt. Ich lerne sehr viel dabei«: 475).

To mention the name of Ernst Reuter means to commemorate a level of German-Turkish academic relations which was unmatched until today – or, to speak more precisely, until the opening of our common Turkish-German Masters Program and the wonderful Ernst Reuter Initiative of both of our Ministers for Foreign Affairs. There are some discussions concerning the relation of Turkey and the European Community in Germany, some strange discussions, to address things directly. I personally think that the best contribution of Universities and scientists in Germany to overcome strange discussions and old-fashioned positions is to strengthen Academic relations between our countries. And strengthen means not to sign pure declarations of common interest, but to open our students in both countries the possibility to spend time in Ankara and vice versa in Berlin, to learn their lessons from German and Turkish teachers and to establish common research projects between our students, the future scientists of our countries.

One of the most beautiful duties of a University President is to express thanks for things which other members of his University have brought together. So it's a wonderful duty to express deep thankfulness to Hans-Joachim Glaesner and his colleagues in Berlin and Ankara, to the German Academic Exchange Service, the Ministry of Education and Research and to the Foreign Office and to wish the Students from both countries a fruitful stay in Berlin, a wonderful time in Germany and all participants a unforgettable Master Program here and there. And to all of you I would like to say a warm and deep »Most welcome«.

2009

WORTE ZUM GEBURTSTAG FÜR HARTMUT BÖHME

Was Transformation ist, wissen wir alle – mehrere Jahre Diskussionen eines nicht zuletzt durch Hartmut Böhmes Energie zusammengebrachten Sonderforschungsbereichs haben – ach, Details sparen wir uns jetzt mal. Aber wissen wir, was ein Transformator ist? Oder bleibt das dem nächsten Sonderforschungsbereich, der nächsten Nachwuchsgruppe, dem nächsten Exzellenzcluster zu erforschen vorbehalten? Einen Vorbegriff vom Transformator haben wir natürlich alle, zumindest dann, wenn wir als Kinder einmal eine Eisenbahn aufgebaut haben – ein kleiner blauer Kasten war das bei meiner Märklin-Eisenbahn, das eine Kabel gehörte in die Steckdose, die anderen Kabel waren von den Schienen her einzustecken. Ich habe bei der Vorbereitung dieser kleinen Rede gelernt, daß ein solcher Transformator zur Übertragung von elektrischer Leistung – ich besaß als Kind deren zweien – von Fachleuten als ruhende elektrische Maschine bezeichnet wird, wobei (und nun zitiere ich wörtlich) »die allgemeiner orientierte physikalische Literatur dieser Klassifizierung nicht immer folgt«. Hierin mag der Grund liegen, daß den meisten unter uns, die wir doch die allgemeiner orientierte physikalische Literatur bevorzugen, diese Qualifikation bislang eher weniger bekannt war. Sie ahnen, worauf meine Bemerkungen hinaus wollen: Ist der Vorstand des Sonderforschungsbereiches »Transformationen der Antike« ein Transformator? Nun, im Sinne spezieller orientierter physikalischer Literatur eher nicht – denn an ihm ruht nichts. Energie ist er, reine Energie, er treibt, um einen bekannten antiken Autor zu paraphrasieren, »das Mögliche in die Wirklichkeit«.

Nun bietet die Fachliteratur noch eine zweite Form von Transformator an – Transformatoren zur Übertragung von Information. Sie zählen zu den elektrischen Bauelementen und bestehen aus einem eisernen Kern – das paßt schon erheblich besser: Was haben wir alle hier nicht von Hartmut Böhme gelernt (im wissenschaftlichen Sinne), erfahren (an interessantem akademischen Klatsch) und wie sind wir nicht stets prächtig informiert worden von ihm. Im Sinne dieser Begriffsbildung ist er ein idealer Transformator, denn von ihm gilt: der Informationsfluß wird vollständig durch alle Verwicklungen geführt (kein Streufluß), und zum Aufbau des Informationsfeldes wird nur eine vernachlässigbar geringe Menge Energie benötigt (in der Terminologie physikali-

scher Fachliteratur: Wir können den Magnetisierungsstrom und die Eisenverluste vernachlässigen). Nun sagt die Fachliteratur – also diesmal die allgemein orientierte physikalische Literatur, die wir ja alle lesen – daß ideale Transformatoren praktisch nicht realisierbar sind. Diese Mehrheitsmeinung möchte ich bestreiten. Gewiß: Den Böhme können wir nicht duplizieren, und schon deswegen werden wir ihn bitten müssen, über die Emeritierungsgrenze hinaus zu lehren. Und an einen Nachfolger, eine Nachfolgerin dieses idealen Transformators ist natürlich gar nicht zu denken. Aber: Selbst wenn ideale Transformatoren praktisch nicht realisierbar sind, hier ist praktischerweise ein solcher realisiert: Seminar für Kulturwissenschaft, Sophienstraße, gleich um die Ecke hier. Sie ahnen: Um ein solches Wunder zu preisen, kommt der Theologe gerade recht. Lobt namens der Universitätsleitung den idealen Transformator, der dem Sonderforschungsbereich »Transformation« vorsteht, und wünscht ihm von Herzen alles Gute zum Geburtstag und für die kommenden Jahre.

IMPRESSUM

Herausgeber

Der Präsident
der Humboldt-Universität zu Berlin

Redaktion

Thomas Richter,
Öffentlichkeitsarbeit

Redaktionsschluss

September 2010

Auflage

750

Schutzgebühr

5 EUR

ISBN

978-3-9813957-0-9

Gestaltung

NORDSONNE IDENTITY, Berlin

Druck und Lithografie

DZA Druckerei zu Altenburg GmbH

Bildrechte

Jens Bösenberg: 10

Martin Ibold: 84

Museum für Naturkunde: 26, 28

NORDSONNE: 66-67

Alexander Schippel: 94-95

Bernd Prusowski (HU): 30, 36, 40,

56, 62, 122, 128

Heike Zappe: 98-99

*Dieser Band ist auch auf dem
Dokumenten- und Publikationsserver
der Humboldt-Universität zu Berlin
edoc.hu-berlin.de erhältlich.*

gebäudes Ostflügel des Natu
m Berlin-Brandenburgische
m 008 - Burgstr. 26 Audit
l Fritz-Reuter-Saal Kinosaa
inosaal Heilig Geist Kapelle
Naturkundemuseums Senatssa

ISBN 978-3-9813957-0-9

he Akademie der Wissensch
Auditorium Maximum Audit
nosaal Thaer-Saal Bebelplat